



LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - St. Louis, Mo.



Es gibt Weißzeug, das wirklich weiß ist, und es gibt Weißzeug von demselben Material, das weiß erscheint, bis es neben vollkommen gewaschene Kleidungsstücke gehalten wird. Angenommen, daß die Behandlung in beiden Fällen gleich gut war und daß die Sonne ebenso auf beide herabschien, so gibt es nur einen Grund für den Unterschied im Aussehen — die Seife.

Ivory-Seife entfernt vermöge ihres reichen, dicken Schaumes jedes Spürchen Schmutz aus Weißzeug. Sie spült so leicht ab, daß nichts davon im Stoffe verbleibt. Ihre eigene Weiße befähigt sie, die schneeigsten Stücke zu waschen, ohne auch nur eine Andeutung von Verfärbung zu

hinterlassen. Und, am allerwichtigsten, sie ist so rein und mild, daß sie diese gründliche Waschung der zartesten Leinen, Seiden, Spitzen und aller andern duftigen Zeuge gestattet, ohne auf das Gewebe oder den Glanz im geringsten Maße einzulwirken.

Befolget einfach diese vier Generalregeln, und euer Weißzeug wird euer Stolz sein:

1. Waschet ein Stück zur Zeit.
2. Benutzt lauwarmes Wasser.
3. Waschet so, daß ihr das Kleidungsstück im Seifenschaum auf und nieder arbeitet; reibt es nicht auf einem Waschbrett und reibt auch nicht die Seife auf's Zeug.
4. Benutzt Ivory-Seife — nichts weiter.

Ivory-Seife  99 ⁴⁴/₁₀₀ % rein.

IT FLOATS

Fabriken in Ivorydale, Ohio; Fort Ivory, New York; Kansas City, Kansas; Hamilton, Canada.

COPYRIGHT 1917 BY THE PROCTER & GAMBLE CO., CINCINNATI

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Änzung gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 63.

Heft 24.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 21. Juni 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Allen Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Aus der Zeit für die Zeit.

Der 4. Juli und Luthers Lebenswerk.

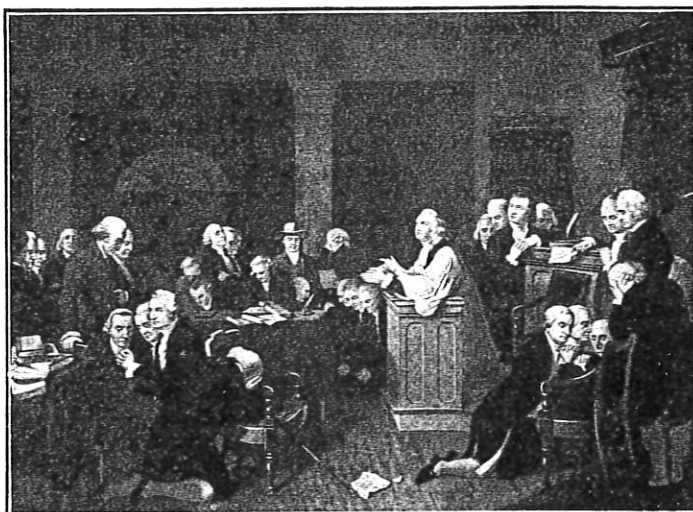


Der Fahrenträger.

Der gloriole Vierte steht vor der Tür — das Geburtstagsfest der Nation. Wird Amerika es dieses Jahr gehobenen Herzens feiern wie sonst? In Millionen Häusern herrscht beklemmende Besorgnis! In den Weltkrieg ist Amerika eingetreten, um seiner Ehre willen, wie man dem Volke sagt, um Deutschlands „Militarismus niederzuwerfen“, Deutschlands „Autokratie zu zerschmettern“, um die Untaten zu rächen, die „gegen die Rechte, den Handel und die Bürger der Vereinigten Staaten“ geschehen sind, um „unsere bedrohte Freiheit zu wahren“, um „die menschliche Freiheit in der ganzen Welt zu begründen“, um „die Zivilisation zu fördern“, ja, wie Herr Wilson sagt, um „ein Werkzeug in den Händen Gottes zu sein, die Freiheit für die Menschheit sicher zu stellen“, um „christliche Weltordnung“, um ein „Ideal zu verbreiten, dafür Christus selbst willens gewesen wäre zu sterben“. Zum erstenmal in der Geschichte des Landes findet daher jetzt eine zivile Aushebung für das Heer statt, und 10,000,000 junge Männer haben sich zur Auswahl für Armee und Flotte, Farm und andere Dienstzweige zu stellen. Wohin man aber sieht, fehlt es an Begeisterung. Das Volk in seiner großen Mehrzahl hat diesen Krieg nicht gewollt und nicht für nötig erachtet. Das hat es vielfach kund getan. Es sagte sich, daß alle Un-

flage, fordert ja durchaus auf zum Vergleichen jener und der heutigen Kriegszeit, ihrer Ursachen, ihrer Umstände, ihrer Ziele. Dem Einfältigsten springt es da in die Augen: damals war unser Land angegriffen, der Feind von Uebersee knebelte es, wollte es ganz unterjochen und alle Freiheit für immer ihm rauben. Und im Bürgerkriege war die Einheit des Landes angegriffen, sein Bestand, seine Verfassung, seine Freiheit, sein ganzer Staatenbund sollte zerissen werden. O, wie flammte da beide Male der Patriotismus aller treuen Landesbürger in opferfreudigster Bereitschaft auf! Und beide Male standen gerade Bürger deutschen Blutes tatkräftig, in Scharen, todesmutig an der Front! Es ist kein Zufall, daß in diesem Jahre in unserem vielköpfigen und vielknöpfungigen Amerika schon vor dem 4. Juli, anlässlich des am 31. Oktober bevorstehenden 400-jährigen Reformations-Jubiläums ein Luther-Knopf mit rot, weiß und blauen Farben zu haben ist. Im Volke Amerikas steckt mehr von Luthers Geist, als mancher denkt! „Luthers Grundsätze und die der amerikanischen Union, symbolisiert in dem Sternennbanner oder in den drei Farben dieses Banners, harmonisieren aufs beste“, schreibt die „Lutherische Kirchenzeitung“ (Columbus, O.). „Luther war kein geborener oder naturalisierter Amerikaner; die Union und ihr Banner existierten in seinen Tagen noch nicht. Luther war auch kein Republikaner, er lebte unter einem Kaiser und unter angestammten Landesfürsten, hatte auch an der monarchischen Regierungsform als solcher nichts auszusetzen. Es war aber Luther, welcher aus der Schrift gerade die Grundsätze hervorzog und in Umgang setzte, welche die rechte politische Freiheit der Menschen und Völker begründeten. Er war es, der Kirche und Staat schriftgemäß trennte und jedem dieser beiden die gebührenden Rechte und Pflichten zuerteilte. Er war es, der ganz gewaltig die Gewissensfreiheit vertrat gegen alle Tyrannei des Staates sowohl als der Kirche. Er war es, der dem Staate als einer göttlichen Einrichtung zum Besten der irdischen Interessen seine Hoheit und Selbständigkeit sicherte. Sehen wir nun auf das Sternennbanner, und was dasselbe für uns als echte Amerikaner darstellt, so haben wir in ihm dieselben Grundsätze. Hier in Amerika ist Kirche und Staat wirklich getrennt; hier genießen wir im höchsten Maße die so unschätzbare Gewissensfreiheit; hier

taten, die Deutschland gegen Amerika beging — und solche sind in der Tat geschehen —, nach dem Kriege befehen und beglichen werden könnten, damit die Segnungen des Friedens uns erhalten bleiben möchten. Wie manche Mutter, die sonst am Geburtstagsfest der Nation stolz auf ihre patriotischen Söhne blickte, hat nun ein Herz vollummer, wie manche junge Frau, die noch letztes Jahr zum 4. Juli einen frohen Ausflug machte mit ihrem kraftstrotzenden Gatten, denkt jetzt an seinen Auszug auf Nimmerwiedersehen, und wie mancher Vater, in dessen Erinnerung die Tage des Bürgerkrieges mit ihrer hochgehenden Begeisterung unvergeßlich leben, würde heute gern die Rolle mit seinem Sohne tauschen, nicht in Begeisterung, vielmehr in Begegnung! Wie, herrscht heute im amerikanischen Volke denn gar kein Patriotismus mehr? Traun, es wage einmal ein Feind, er sei, wer er wolle, und komme, woher er wolle, Amerika anzugreifen: Vater und Sohn, Jüngling und Greis ständen erzbereit und brächten dem Vaterlande für Freiheit und Ehre, Heim und Familie ihr Leben dar! Wie aber der einzelne Mensch an seinem Geburtstage füglich auf die durchwanderte Lebensbahn zurückschaut, so tut auch das Volk — mehr, als mancher denkt — am Geburtstagsfest der Nation einen Rückblick. Der 4. Juli mit seiner Geschichte, mit seiner Konstitution, mit seiner



Erste Kongreßeröffnung mit Gebet, 5. September 1774, Carpenters' Hall, Philadelphia.

Leben wir in einem Staatswesen, das trotz aller menschlichen Mängel, die jedem Staate anhaften, dennoch so reich an Segnungen für uns ist, daß wir Gott nicht genug danken können für alles, was wir unter seiner Gnadenleitung in und an demselben haben. Bedenken wir diesen inneren Zusammenhang zwischen unserem geliebten Luther und unserem geliebten Sternbanner, so muß uns der Gedanke, sein Bild mit den Farben rot, weiß und blau zu vereinen, als ein glücklicher Vorkommen." Um so treuere Bürger des Landes können daher gerade alle diejenigen sein, die das Erbteil des großen Reformators besitzen und zu schätzen wissen. Gerade sie würdigen recht und voll die hohe Bedeutung des 4. Juli! Gerade sie sagen darum auch, wenn man die Worte Stephen Decatur's heute immerfort wesentlich oder in Unwissenheit im Munde führt: "Our country, right or wrong", mit Karl Schurz, der einst auf dies Zitat im Bundesfenate blühschnell antwortete: "Yes, our country! If right, to be kept right, and if not right, to be set right!" Sie denken daher in der Jetztzeit, in der Kriegsgeschrei und Jubelschall dank erschallen, zum Geburtstag der herrlichen Freiheit und Einheit unseres gemäß des Reformators Schriftlehre aufgebauten, reichgesegneten Landes zugleich an Luthers herrliche Aussprüche, welche nur einen rechten und gerechten Krieg gutheißen, alle andern Kriege aber verurteilen. Sie möchten in keiner Weise irgend etwas von der Gewissensfreiheit, die Luther vertrat, verlieren, sondern das Recht des Urteils in allen irdischen und politischen Sachen voll und ganz in diesem freien Lande in Anspruch nehmen, wie es der 4. Juli, die Verfassung und die Flagge garantieren, und es allen unsern Bürgern gewahrt sehen. O, unser Freiheitsland, unser Volksstaat, unsere Demokratie hat Feinde der Freiheit von innen und außen! Gerade dieser Krieg lehrt, wie viel man auf Abwege zu führen sucht. Mehr als je zuvor sei daher der diesmalige Geburtstag der Nation ein Tag der Rückschau, ja, der Reformation! Wer ein wahrhaft patriotisches Herz im Leibe hat, der arbeitet, soweit sein Einfluß reicht, treu nur dafür, daß unser geliebter Staat in Zukunft wie ehemals auf den Bahnen des Rechts und der Gerechtigkeit verharren möge, und jeder, der erkennt, daß gerade durch die gesegnete Reformation unser Land das geworden ist, was es ist, der ruft an um Hilfe den, des "die Kraft und das Reich und die Herrlichkeit in Ewigkeit" und der der Urquell ist aller Gewalt auf Erden.

Kämpfen wir für Freiheit?

Wer große Opfer bringen soll, wird allemal wissen wollen, warum und wozu. Wenn unser Volksstaat "eine Regierung von dem Volke, für das Volk und durch das Volk", also eine echte Demokratie ist, so hat das Volk das Recht, volle Auskunft zu erlangen, warum es Gut und Blut im Kriege opfern soll. In einer Rede suchte J. A. Lane, der Sekretär des Innern im Kabinett des Präsidenten, die Frage zu beantworten: "Warum kämpfen wir gegen Deutschland?" Er sagte: "Amerika nimmt am Kriege aus Selbstverteidigungsgründen teil, und weil es nicht herausbleiben kann. Es muß sich und die übrige Welt vor der Nation retten, die mit dem Türken ein Bündnis abgeschlossen und die Methoden Mohammeds adoptiert (1) hat. Ihr Ziel ist, die ganze Welt ihrem organisierten und wissenschaftlichen Militärssystem unterzuordnen. Deutschland hat uns in unseren Schiffen, unseren Menschenleben, in unseren Rechten und in unserem fernerem Bestehen (1) angegriffen. Mexiko wurde benutzt, uns zum Schweigen zu bringen. Uns wurde gesagt, wir dürften nicht ohne besondere Erlaubnis eines preussischen Soldaten (?) auf hoher See fahren. Man hielt uns für Männer, die es nur auf Geldverdienen abgesehen haben, Männer ohne Charakter. Und so sind wir in den Krieg eingetreten. Wir wollen Amerika durch diesen Krieg retten, uns die Achtung vor uns selbst und unsere Ansprüche an das Leben, wie wir es bisher gelebt haben, erhalten. Wir bekämpfen Deutschland, weil es Belgien betreten, zu Sklaven gemacht und ausgefogen hat; weil es das Land Kasabiettes, Frankreich, entehrt hat. Wir bekämpfen es um Englands willen, von dem wir die Gesetze, Traditionen und Ideale des Lebens und die angestammte Freiheitsliebe (?) erhalten haben. Um Russlands willen, das jetzt zur Freiheit geboren worden ist. Um der anderen Nationen willen, die sich alle nach der Befreiung von dem Joch des Soldaten sehnen. Deutschland hat versucht, uns zu terrorisieren und uns an der Nase herumzuführen mit der Versenkung der vielen Schiffe. Es hat unser Vertrauen getäuscht mit seinen Agenten in unserem Lande. Es rief Mexiko zu Hilfe und versuchte Japan gegen uns aufzuheizen. Amerika ergreift mit der ganzen Welt das Schwert, damit diese Welt eine wahrheitsliebende Welt werde, und damit statt Autokratie die Demokratie in der ganzen Welt das Szepter führe." Diese heftigen

Worte überzeugen keinen Menschen. Der geborene Engländer flücht in seiner Rede aber doch mit ein, daß wir "um Englands willen" kämpfen. Wenn er den Krieg darstellt als einen des Christentums gegen den Mohammedanismus, so hat er von vornherein vergessen hervorzuheben: zusammen mit Indiern, Japanern, Marokkanern, Kosaken, Tscherkessen, Zulus und Senegalnegeren. Wenn er den Krieg als Freiheitskampf preist, so hat er vergessen, an Irland, Griechenland, Indien zu erinnern, und Aegypten und die Burenländer liegen wohl auf dem Monde. Wenn jemand die Antwort darauf geben kann, warum wir Krieg führen, so ist es Präsident Wilson. Seiner Rede am Gräberschmückungstage sah man gespannt entgegen. "In einem Sinne", sagte er, "ist der große Kampf, in den wir jetzt eingetreten sind, ein amerikanischer Kampf, denn er gilt der Verteidigung der amerikanischen Ehre und amerikanischen Rechte, aber er ist etwas noch Größeres als das — es ist ein Kampf von Menschen, die die Freiheit lieben, allüberall. Wir erklärten gleich zu Beginn, daß wir diese große Regierung schufen, damit Menschen, die die Freiheit wollen, einen Zufluchtsort und einen Platz sollten finden können, wo ihre Hoffnungen sich verwirklichen könnten, und nachdem wir eine solche Regierung geschaffen und erhalten, sagen wir zu der ganzen Menschheit: Wir schufen diese Regierung nicht, um eine selbstische und besondere Freiheit zu sichern, denn wir sind bereit, zu eurer Unterstützung zu kommen und den Kampf für menschliche Freiheit auf dem Felde der Welt auszukämpfen!" Wer gibt uns diese Aufgabe? Dazu muß man doch erst recht gewissen Grund unter den Füßen haben! Die Begriffe von Freiheit aber sind sehr verschieden, und darüber sollte man sich doch einig sein, daß kein wirklicher Freiheitskämpfer ist, wer seine Freiheit, die Freiheit, die er im Auge hat, ändern aufzwingen und andere durch starken Druck veranlassen will, von der Freiheit, die sie anstreben, abzulassen. Abermals sagte der Präsident in einer Ansprache vor den Veteranen der Konföderierten am 5. Juni, am Registrierungstage: "Jetzt, da wir uns alle als eine einzige, mächtige Nation sehen, die groß ist in ihrem Geiste und in ihrem Vorhaben, kennen wir die großen Zwecke, welche Gott in seiner geheimnisvollen Vorsehung durch uns als Werkzeug erfüllt hat, weil im Herzen der Männer des Nordens und des Südens dieselbe Liebe für Selbstverwaltung und Freiheit war, und jetzt sollen wir ein Werkzeug in den Händen Gottes sein, darauf zu sehen, daß die Freiheit für die Menschheit sichergestellt wird." Woher weiß er das? Wie stimmt damit, was Bundes Senator Harding von Ohio am Gräberschmückungstage sagte? "Es ist uns nahegelegt worden," erklärte er, "daß wir für Einführung der Weltdemokratie kämpfen müssen; aber wir müssen erst die Fähigkeit der Demokratie, sich zu behaupten, beweisen, ehe wir dieselbe der Welt aufdrängen." Im Kongreß darob zur Rede gestellt, erklärte er, "und wenn es Hochberrät ist", dieser Krieg sei nicht zu rechtfertigen. Wie stimmt damit ein Leitartikel des "New York American", der sich gegen die von der Regierung beabsichtigte Anebelung der Presse wendet? Darin heißt es zum Schluß: "Wenn wir jemals gezwungen sein sollten, unter solchen tyrannischen Verfügungen und solcher autokratischen und verfassungswidrigen Bedrückung unserer Rechte und unserer Freiheit auch nur vorübergehend zu leben, dann werden wir nicht das Recht haben, uns ein freies Volk zu nennen; und unsere Behauptung, daß wir der speziellen Güter der freien Demokratie seien, würde von der Menschheit verdientermaßen mit Hohn und Verachtung begrüßt werden." Wie stimmt damit das Geständnis des Bundes Senators Giram Johnson von California, der hier in St. Louis erklärte, unser Volk müsse sich eine autokratische Behandlung gefallen lassen während des Krieges, um instande zu sein, Europa von der Autokratie zu befreien! Um so unbergelicher klingen da dem Volke die Worte des Bundesanwalts Geo. W. Anderson, der es wagte, einen überaus ernsten Warnruf auszusprechen, in den Ohren: "Daß eine soziale und politische Empörung droht, kann nicht bestritten oder mißachtet werden! Ich sehe die Zeichen davon. Und jeder, der sein Ohr an den Boden legt, weiß es. Es wird in Amerika Erscheinungen geben, die unverträglich mit Gesetz und Ordnung sind, wenn nicht etwas getan wird, sie zu verhüten!" O, wie eindringlich ruft doch der 4. Juli dieses Jahr gleichsam aus: "Rehere wieder, du abtrünnige Israel," besinne dich, "halte, was du hast," und laß dir daran genügen!

Presszensur, Autokratie und Volksfreiheit.

Der erste wirklich bedeutsame Sieg in diesem Kriege betraf die Pressfreiheit: die Zensoren, welche der freien Meinungsäußerung den Mund verstopfen wollten, wurden in die Flucht geschlagen. Der Kongreß will nichts von einer Zensur der Presse wissen, dafür gebührt

ihm eine gute Zensur! Die Administration verlor den Kampf, den sie unablässig für Kriegszensur geführt hatte, im Repräsentantenhaufe. Das Haus weigerte sich mit 184 gegen 144 Stimmen, auch nur den modifizierten Zensurparagrafen anzunehmen. Vortrefflich sind die Sätze, die Bundessektor Wm. C. Borah von Idaho nun dieser Tage in der „N. Y. Times“ veröffentlichte: „Ich bestreite entschieden, daß ein ehrlicher Austausch von Ansichten unweise oder unpatriotisch ist. In Rußland war vor der Revolution die Rede- und Pressefreiheit durch schwere Strafen beschränkt. Das amerikanische Volk hat die Freiheit des freien Meinungsausdrucks stets als die wichtigste seiner Freiheiten geschätzt. Sie ist dem amerikanischen Bürger so unentbehrlich wie die Luft, die er atmet. Nichts hat das amerikanische Volk mehr empört als der Versuch, nachdem es zum Kampfe aufgerufen, alle Meinungsäußerungen einer Regierungskontrolle zu unterwerfen. Ein derartiges Verlangen ist geradezu ungeheuerlich! Ein Krieg, der nur geführt werden kann, wenn alle Privatrechte des Bürgers von militärischem Despotismus aufgehoben werden dürfen, ist ein Un Ding. Die Verfassung ist Eigentum der Nation, nicht jener, die zeitweilig ein Amt bekleiden! Die Möglichkeit, daß die Verfassung, dem Augenblick zu genügen, zum Spielzeug gemacht, nach Belieben zu Gunsten von Krieg oder Frieden verwendet werden kann, ist eine weit drohendere Gefahr für das Wohlergehen und die Zukunft unseres Volkes als ein auswärtiger Feind!“ Besser kann der Nagel nicht auf den Kopf getroffen werden.

Wilsons Note an Rußland.

Um Amerikas Kriegsziele, die „durch irrtümliche und irreleitende Angaben sehr verdunkelt wurden“, klargulegen, sandte Präsident Wilson, während die Root-Delegation durch Sibirien nach St. Petersburg eilte, eine Note an die neue Regierung in Rußland. „Der Krieg“, sagt er, „beginnt sich gegen Deutschland zu wenden, und in ihrem verzweifeltsten Wunsche, der unausbleiblichen schließlichen Niederlage zu entgehen, bedienen sich die Machthaber in Deutschland des Einflusses selbst von Gruppen und Parteien unter ihren eigenen Untertanen, denen gegenüber sie nie gerecht oder billig oder auch nur tolerant waren.“ Gemeint sind die Sozialisten. Offenbart sich da aber nicht eine schwache Kenntnis Deutschlands und seiner Geschichte? „Die Stellung Amerikas in diesem Kriege ist so klar, daß kein Mensch eine Entschuldigung finden kann, wenn er sie mißverstehet. Amerika sucht keinen materiellen Gewinn oder eine Vergrößerung irgend welcher Art. Es kämpft für die Befreiung der Völker von den Angriffen der autokratischen Gewalt. Die herrschenden Klassen in Deutschland haben begonnen, sich zu einer ähnlichen Freieitlichkeit und Gerechtigkeit des Ziels zu bekennen, aber nur, um die Macht in Händen zu behalten und die selbsttätigen Vorteile sich weiter zu sichern, welche sie unrechtmäßigerweise für sich und ihre privaten Machtprojekte von Berlin bis Bagdad hinaus erlangt haben.“ Diese Zentralmacht Europas, die bis nach Indien reicht, ist heute Englands Dorn im Auge. „Die Mäßen dieser Intrigen müssen entwirrt werden, aber sie können nicht entwirrt werden, wenn nicht bereits angerichtetes Unrecht wieder gut gemacht wird.“ Daher soll Rußland weiter kämpfen, daher sollen die Vereinigten Staaten Krieg führen. Dieses Neß muß zerissen, seine Mäßen dürfen nie wieder zusammengeknoben werden. „Praktische Fragen können nur durch praktische Mittel gelöst werden. Redensarten können den Zweck nicht erreichen. Eine wirksame Neuordnung der Dinge wird es tun, und dieses Prinzip ist klar. Kein Volk darf unter eine Herrschaft gezwungen werden, unter der es nicht zu leben wünscht. Kein Gebietswechsel darf vorgenommen werden, ausgenommen zu dem Zweck, denen, die es betreffen, eine angemessene Gelegenheit zu Leben und Freiheit zu verschaffen. Keine Kriegsschädigungen dürfen gefordert werden, ausgenommen solche, die eine Bezahlung für das Begehen offenkundigen Unrechts bilden. Keine Machtverschiebungen dürfen vorgenommen werden, ausgenommen solche, die darauf abzielen, den zukünftigen Frieden der Welt und das Glück und Wohlbefinden ihrer Völker sicher zu stellen.“ Werden solche „Ausnahmen“ immer ein „klares Prinzip“ sein? Der Zustand der Dinge vor dem Kriege (der status quo ante) soll keine Geltung mehr haben. „Dieser Status muß geändert werden, damit so schreckliche Dinge sich niemals wiederholen können.“ Die Verschönerung Deutschlands ist ja das Kriegsziel der Alliierten. „Und dann müssen sich die freien Völker der Welt zusammenschließen, in einer echten und praktischen Kooperation. Die Brüderschaft der Menschheit muß nicht länger mehr eine schöne, aber leere Phrase sein. Dafür können wir Blut und Schätze hingeben. Der Tag ist gekommen, um zu siegen oder sich zu unterwerfen. Wenn die Kräfte der Autokratie uns teilen können,

werden sie uns besiegen. Wenn wir zusammenstehen, ist der Sieg gewiß und die Freiheit, welche der Sieg bringen wird.“ Selbst der hiesige „Globe-Democrat“ gesteht: Diese Note „ist verschieden in Ton, in Wortlaut und in wesentlichem Inhalt von der vor Monaten an alle Kriegführenden gesandten Note des Präsidenten.“

Ruin droht den Alliierten.

Einen sehr bedeutsamen Ueberblick über die wirtschaftliche Lage in den Ländern der Alliierten gibt ein holländisches Blatt, der „Nieuwe Rotterdamse Courant“, wie folgt: „In allen Entente-Ländern ist die Ernte von 1916 elend gewesen; nach den Vorschlägen wird aber die Ernte von 1917 noch bei weitem geringer. Infolge völligen Mangels an Düngstoffen sind die Felder verwaist, und dem Boden läßt sich trotz aller Bemühungen auf Jahre hinaus keine gute Ernte mehr abringen. Wie anders ist dagegen Deutschland gestellt, das auf eine ganz andere Erfahrung im landwirtschaftlichen Betriebe zurückblickt und von der Nährbarmachung des Bodens weitaus mehr versteht als alle Alliiertenländer zusammen genommen, Amerika nicht ausgeschlossen. Man glaube doch nicht, daß es für die Entente allein darauf ankommt, auf den Schlachtfeldern zu siegen. Es sind zudem nicht die mindesten Anzeichen vorhanden, daß die Deutschen für die nächsten paar Jahre aus Frankreich und Rußland verdrängt werden können. Die Entente hat jetzt einen Krieg gegen die Hungersnot in ihren eigenen Ländern zu führen. Heute würde selbst ein wirklicher Sieg auf den Schlachtfeldern, auf den die Alliierten immer noch warten, an Gewicht verlieren, angesichts der inneren wirtschaftlichen Lage in den Alliiertenländern. Alle Alliierten mühen sich vereint ab, von der wahren Not in ihren Ländern ja nichts durchsichern zu lassen. Sie tun ihr möglichstes, Lügenmeldungen von einer wirtschaftlichen Not im gegnerischen Lager, wie sie nur dem Hirn von Wahnwitzigen entsprungen sein können, in die Welt zu posaunen, über Deutschland und die ihm verbündeten Länder, in denen doch Feld und Wald, Haus und Hof aufs Beste bestellt sind. Und alles das aus der offensichtlichsten Eitelkeit heraus, daß die Alliierten die deutsche Organisation ebensowenig kopieren können wie den preussischen Offizier und den deutschen Kämpfer, der mit starkem Arme Rhein und Weichsel schützt. Wir kennen die Entente-Enten zur Genüge! Wir wissen genau, wie es in England, in Frankreich, in Rußland und in Italien aussieht. Mittlerweile zieht die deutsche Pflugschar in Polen, in Rumänien, in Serbien, in Montenegro ihre Furchen, und deutscher Fleiß ringt dem Boden seine Frucht ab. Die Entente wird nach Ablauf der nächsten Monate kein Mittel mehr haben, den Krieg mutwillig weiter in die Länge zu ziehen. Und dann muß endlich der Welt der ersehnte deutsche Friede werden!“

Die Offensiven zerbrochen.

„Die Entscheidung ist nahe“, sagte der Kaiser seinen Heeren an der Westfront; „Ihr werdet sie zu unsern Gunsten wenden. Möge der Herr der Heerscharen uns in diesem Kriege, der uns aufgezwungen wurde, seinen Segen geben, damit unsere Kinder und Kindeskinde frei im deutschen Vaterlande leben können.“ Die große britisch-französische Offensive bei Arras brach nach sieben Wochen der allerheftigsten Angriffe zusammen. „Sie ist erledigt“, sagte Hindenburg. Die Engländer verloren nach eigenem Berichte im Mai 112,233 Mann; die Deutschen machten im Mai 12,500 Gefangene. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei beherbergen jetzt nahezu 3,000,000 Gefangene. Als bald begannen die Briten in den belgischen Dünen bei Ypern einen neuen Angriff, hauptsächlich bei Messines und Wytschäte, aber nach drei Tagen kam auch dieser zum Stillstand. Britische Flieger griffen Ostende, Brügge und Zeebrügge an, deutsche Flieger fügten in Kent und Essex den Engländern schweren Schaden zu. Vor Triest brach die Offensive der Italiener zusammen: an 19 Sonso-Schlachttagen verloren sie 180,000 Mann und an Gefangenen 27,000; ganze Brigaden wurden aufgerieben, ganze Regimenter gefangen. Von Tauchbooten versenkt wurden der große britische 12,000-Tonnen Dampfer „Southland“ und mehrere amerikanische Segler. General Pershing traf mit seinem Stabe in London ein und wurde vom König empfangen. Balfour kehrte zurück, Lord Northcliffe kam nach Amerika. In Rußland beginnt Anarchie die Oberhand zu gewinnen, plündernde Banden durchziehen die Städte, die Flotte in Kronstadt meuterte; Großfürst Nikolaus wurde in Tiflis gefangen gesetzt, und Streiks sind an der Tagesordnung, wie auch in Paris und London. Am 15. Juli wollten die Sozialisten aller Länder in Stockholm eine große Friedenskonferenz abhalten.

John Paul Jones.

Ein Lebensbild des „Vaters der amerikanischen Flotte“. Von †.

Am 18. Juli werden es 125 Jahre, daß in der großen Weltstadt Paris ein herzkranker Mann, der in seinem Leben manche Enttäuschung erfahren hatte, starb. Er hatte der Sache der Freiheit seines Vaterlandes nicht nur den größten Teil seines Vermögens, sondern auch die besten Jahre seines Lebens geopfert; das Land, wo seine Wiege einst gestanden hatte, das wogenumraufte England, haßte ihn; sein Adoptiv-Vaterland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nahmen sich seiner nicht so an, wie er es verdient hatte; Frankreich und Rußland, die Länder, denen er seine Dienste angeboten hatte, setzten ihn bei Seite und verleumdeten ihn. Monatlang hatte er an der Wassersucht gelitten. Wie das Wasser im sinkenden Schiffe immer höher und höher steigt, so löschte die immer weiter um sich greifende Krankheit endlich auch das Lebensfeuer seines mutigen Herzens aus. Am Abend des 18. Juli 1792 hatten mehrere amerikanische Freunde ihm einen Besuch abgestattet. Sie fanden ihn krank und schwach in einem Stuhle sitzen, aber er bot ihnen noch fröhlichen Mutes „Gute Nacht!“, als sie ihn verließen. Am nächsten Morgen fand ihn ein anderer Freund tot in seiner einsamen Schlafkammer: die Arme auf dem Bette ausgestreckt, ruhte er auf gebeugten Knien, als habe er noch in den letzten Augenblicken seines Lebens gebetet.

Es war John Paul Jones, der „kleine Kommodore“, der mehr als irgend jemand anders es verdient, der „Vater der amerikanischen Flotte“ genannt zu werden.

Der entsetzte Körper — schon mit 45 Jahren eine verfallene Ruine — wurde in ein in Alkohol getauchtes Stück Leinwand eingewickelt und in einen bleiernen Sarg gebettet. Nur einige Amerikaner, die den Verstorbenen gekannt hatten, und eine Delegation der französischen Generalversammlung folgten dem Sarge nach, der in dem alten protestantischen St. Louis-Friedhofe in einer Vorstadt von Paris dem Schoße der Erde übergeben wurde. Es war dies der Friedhof, wo die Seeleute gewöhnlich ihre letzte Ruhestätte fanden.

Dort hat der müde Leib des großen Seehelden bis 1905 gelegen, unbeachtet von dem Lande, dem er so treu gedient hatte, vergessen von der großen Stadt, die sich während der hundert Jahre um sein

stilles Grab her aufgebaut hat. Weber in unserem Lande noch sonstwo hat man ihm auch nur eine Gedenktafel errichtet. Aber dank des schönen Eifers unseres früheren Gesandten in Paris, des Generals Horace Porter, erwachte unser Volk, um dem Manne, der unserem Lande so große Dienste geleistet, endlich auch die schuldige Dankespflicht abzutragen. Nach einer großartigen Feier, die in Paris stattfand, wurde der Leichnam des großen Seehelden in einer amerikanischen Flagge gehüllt von einem amerikanischen Kriegsschiffe hierher gebracht, um in Annapolis seine letzte Ruhestätte zu finden.

Die Suche nach dem Leichnam war mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden. Schon 50 Jahre zuvor hatte man einen vergeblichen Versuch gemacht, den Leichnam aufzufinden; die Umgebung des Begräbnisortes hatte sich schon damals so verändert, daß man die Arbeit bald wieder einstellte. Seitdem waren auf dem alten Begräbnisplatz große steinerne Gebäude errichtet, ja ein Kanal ist dort angelegt worden. Um die Schwierigkeiten noch zu vermehren, hatte die Kommune anfangs der siebziger Jahre das Gebäude niedergebrannt, welches die

schriftlichen Aufzeichnungen über die Lage des Grabes enthielt. Doch durch alle diese großen Schwierigkeiten ließ sich General Porter nicht entmutigen, sondern begann die Suche aufs neue, und seine Bemühungen wurden endlich mit Erfolg gekrönt. Selbst als der Kongreß sich weigerte, ihm seine Auslagen für die Arbeiten zu erstatten, fuhr er doch auf eigene Unkosten damit fort. Bei den schwierigen Ausgrabungen wurden vier bleierne Särge zu Tage gefördert, der letzte enthielt den gesuchten Leichnam des Seehelden. Zur freudigen Ueberraschung aller befand sich der Leichnam in so gut erhaltenem Zustande, daß die Identifizierung keine Schwierigkeit bot.

John Paul — so hieß unser Seeheld eigentlich — wurde am 6. Juli 1747 in dem Fischerdorfe Arbigland im Kirchspiel Kirkbean in Schottland geboren. Er war das jüngste Kind einer zahlreichen Familie. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es den kleinen Burschen hinaus auf die wogende See, wo er erst seinem Vater auf der stürmischen Soloway Firth Dienste leistete. Als zwölfjähriger Knabe trat er in den Dienst eines gewissen James Younger, auf dessen Handelsschiffe er wiederholt eine Reise nach Amerika machte, wo er am Rappahannock landete. Dort wohnte sein ältester Bruder William Paul, der von einem reichen Pflanzer William Jones, einem entfernten Verwandten, adoptiert worden war und darum auch seinen Namen Jones angenommen hatte. John Paul stieg in seiner Karriere als Seemann immer höher und höher, bis er es endlich mit dem



John Paul Jones.



John Paul Jones' Flagge.

25. Lebensjahre zum Kapitän gebracht hatte. Er wäre wohl im Dienste der Handelsmarine Englands bis an sein Lebensende verblieben, wenn nicht im April des Jahres 1773 sein ältester Bruder William in Virginia gestorben wäre. Nach den Bestimmungen des alten Schotten sollte nun John Paul das Eigentum erben unter der Bedingung, daß er den Namen Jones annehme, wie sein Bruder das auch getan hatte.

John Paul wurde darum jetzt John Paul Jones. Von dem Verdeck eines englischen Schiffes kam er nun auf eine Plantage Virginias. Es war dies in einer überaus kritischen Zeit der Geschichte unserer Kolonien — der drohende Sturm bereitete sich zum Ausbruch vor, und als die ersten Blitze des Kampfes zu Lexington durch das Land leuchteten, bot Paul Jones, überzeugt von der Gerechtigkeit der Sache unserer Kolonien, seine Dienste prompt dem Kontinental-Kongreß an. Derselbe bediente sich zwar der Gaben und des Geschickes unseres Seehelden zur Instandsetzung der neuen Flotte, aber ließ ihm nicht die gebührende Anerkennung zu teil werden. In der ersten nationalen Flottenliste, die Mitte Dezember 1775 publiziert wurde, erhielten fünf Kapitäne und vierzehn Leutnants ihre Anstellung. Paul Jones war der erste in der Reihe der Leutnants. Er hatte nicht ohne Grund sich in der Hoffnung gewiegt, daß ihm ein Kapitänspatent zuerkannt werden würde. Obgleich die Enttäuschung bitter für ihn war, so war er doch zu patriotisch und zu eifrig, um sich in irgendeiner Stellung tüchtig zu erweisen, als daß er seine Enttäuschung hätte merken lassen.

Als erster Leutnant der Fregatte „Alfred“ hißte Paul Jones die erste amerikanische Flagge, die jemals über einem regulären Kriegsschiffe getweht hat. Dieselbe trug das Emblem eines Fichtenbaumes und einer Klapperschlange mit dem Motto: „Tritt nicht auf mich!“ Das Design dieser Flagge gefiel Jones durchaus nicht, es war ihm zuwider, daß eine Giftschlange das Kampfesemblem eines Volkes sein sollte, das um seine Freiheit stritt. Mit desto größerer Freude hißte er darum hernach das herrliche Sternenbanner auf seinen Schiffen empor.

Die Expedition der kleinen Flotte, deren Flaggschiff der „Alfred“ war, erwies sich freilich als ein verunglücktes Unternehmen. Nach einer erfolglosen Kreuzfahrt nach den Bahama-Inseln kehrte das Geschwader nach New London zurück. Das einzige Resultat der ganzen Fahrt war eine Reihe Kriegsgerichtsungen, Tadel-



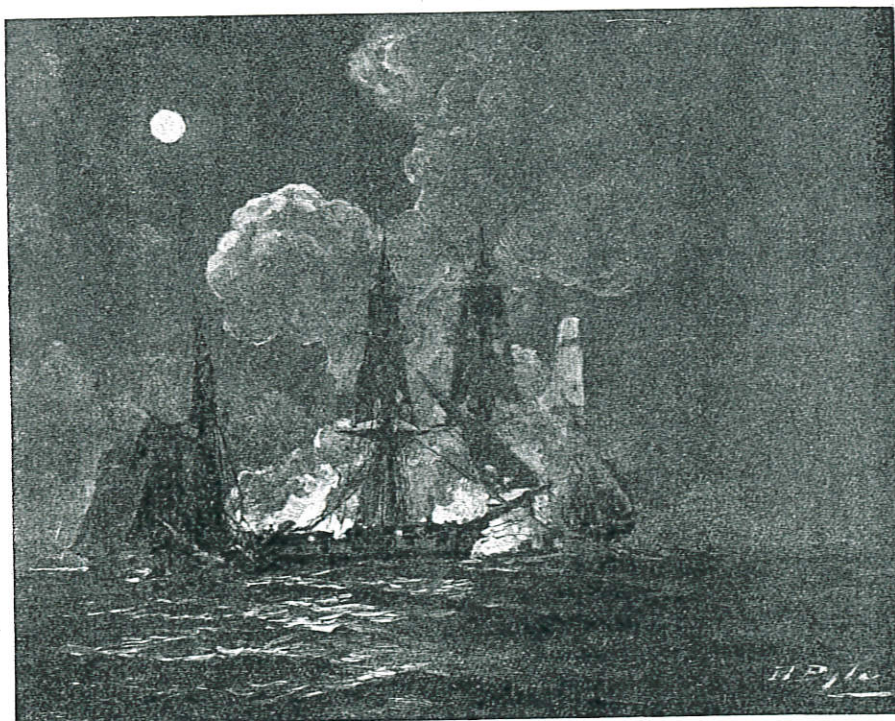
Der Ort in Paris, wo der Leichnam des Seehelden John Paul Jones aufgefunden wurde.

zwei kühne Einfälle zu Lande, den einen zu Canso in Nova Scotia, den andern zu Isle Madame. Am 4. November 1776 wurde ihm das Kommando über den „Alfred“ anvertraut, und in Begleitung der kleineren „Providence“ stach er in See. Diese Kreuzfahrt währte nur 33 Tage, aber man nahm in dieser kurzen Zeit nicht weniger als sieben Schiffe fest, von welchen zwei an 10,000 Uniformen enthielten, die den halbnaekten Kontinentaltruppen sehr zu statten kamen.

Von den achtzehn vom Kontinental-Kongreß ernannten Offizieren war Paul Jones der einzige, der nennenswerte Erfolg zu verzeichnen hatte und mit Verständnis, mit Mut und Eifer an seine Aufgabe herantrat. Von dem Augenblick an, als ihm freie Hand gegeben wurde, erwies er sich auch als ein kühner, energischer und fähiger Offizier, der seine Leute mit Begeisterung erfüllen konnte. Bisher hatte er sich nur mit der Wegnahme von Transport- und Handelsschiffen befassen müssen, aber jetzt leßte er nach Kampf. Das Blut eines Kämpfers rollte in seinen Adern. Sein Lieblingsplan war eine Kreuz-

beschlüsse und Dienstentlassungen. Doch zum Glück bot dies Paul Jones die erwünschte Gelegenheit zu avancieren.

Am 10. Mai 1776 erhielt er das Kommando über die Kriegsschaluppe „Providence“, die 14 Kanonen führte und 107 Mann Besatzung hatte. In diesem kleinen Schiffe machte er die erste erfolgreiche Fahrt eines amerikanischen Kriegsschiffes. In wenigen Monaten fing er an der amerikanischen Küste nicht weniger als 16 Schiffe von verschiedenen Größen ab und machte



Der Kampf des „Bon Homme Richard“ und der „Serapis“.



Kapitän Pearson überreicht Paul Jones seinen Degen.

fahrt in europäischen Gewässern, die unserer jungen Nation Ansehen bei andern Ländern verschaffen werde. Darin wurde er von Lafayette aufs kräftigste unterstützt. Endlich ernannte denn auch der Kongreß Paul Jones zum Befehlshaber der Kriegsschaluppe „Ranger“ und gab ihm den Auftrag, wichtige Depeschen nach Frankreich zu bringen. Jenseits des Ozeans sollte er dann das Kommando über das neue Schiff „Indra“, das zu Amsterdam im Bau begriffen war, übernehmen. Unglücklicherweise entdeckte der englische Gesandte der Niederlande, daß die „Indra“ ein amerikanisches Kriegsschiff werden sollte, und einige Tage vor Ankunft Paul Jones' wurde das Fahrzeug an König Ludwig XVI. verkauft. Da damals noch Friede zwischen England und Frankreich herrschte, blieb Jones nichts anderes übrig, als seine Kreuzfahrt auf dem „Ranger“ zu machen.

Am 10. April verließ er Brest und segelte der Küste Englands entgegen. Ein heftiger Sturm trieb ihn aus seinem Kurs, und er legte erst nach zwölf Tagen in Whitehaven, Schottland, an. Hier — nicht weit von dem Orte seiner Geburt — verrichtete er einen der ihm so charakteristischen verwegenen Heldenthaten. Mit zwei Bötten voll Matrosen ruderte er in den Hafen hinein, vernagelte die Kanonen von zwei Forts, die den Hafen bewachen sollten, und steckte mehrere Schiffe in Brand. Am nächsten Tage machte er auf der St. Marks-Insel einen Einfall in das Schloß des Earl von Salford, den er gern gefangen genommen hätte, der aber an dem Tage leider nicht zu Hause war.

Obgleich die handgreiflichen Erfolge dieser Streifzüge nur geringe waren, so war doch die moralische Wirkung derselben eine sehr große, denn England wachte jetzt zu der Erkenntnis auf, daß seine Küste doch nicht so sicher vor Angriffen sei, wie man geglaubt, und die Regierung sah sich genötigt, mehrere Hafenplätze mit kostspieliger Küstenverteidigung auszustatten. Die Versicherungsraten wurden fortan doppelt so hoch, und gerade dies erwies sich als der größte Schaden. Am Abend des 24. April traf Paul Jones mit der englischen Kriegsschaluppe „Drake“, die 20 Kanonen führte, zusammen; dieselbe war ausgesandt worden, um dem amerikanischen Eindringling das Handwerk zu legen. Die Schlacht währte eine Stunde und vier Minuten. Eine Breitseite nach der andern wurde abgefeuert. Endlich war der „Drake“ fast ein Wrack, während der „Ranger“ kaum so viel Schaden genommen hatte, daß er nicht am nächsten Morgen schon wieder hätte einen

Kampf aufnehmen können — ein Beweis, daß die Amerikaner den Engländern an Geschicklichkeit in der Handhabung der Geschütze weit überlegen waren. Dieser Seekampf — so klein die beteiligten Schiffe auch waren — war doch von großer Bedeutung. Es war das erste Mal seit langen Jahren, daß ein reguläres englisches Kriegsschiff von einem schwächeren Schiffe gefangen genommen worden war.

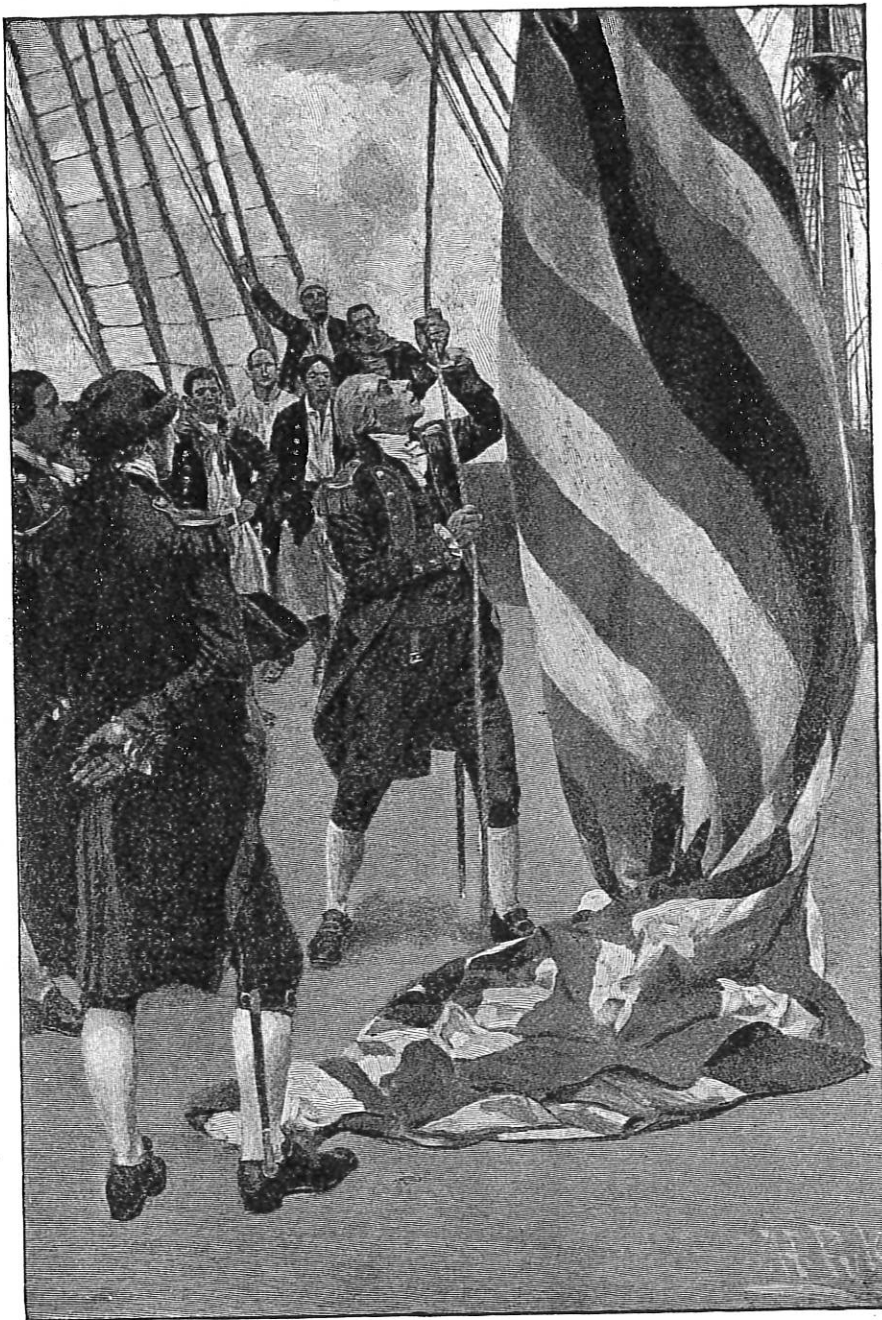
Als Paul Jones mit seiner Beute nach Frankreich zurückkehrte, wurde er mit Staunen und Bewunderung empfangen. Aber Jones liebte den Kampf mehr als den Ruhm, und als der „Ranger“ nach Amerika zurückkehren mußte, machte er sofort Anstrengungen, ein neues Kommando zu bekommen. Es war dies eine prüfungsvolle Zeit in der Laufbahn unseres Seehelden. Trotz all seiner und seines Freundes Benjamin Franklins Bemühungen wurde ihm kein neues Kommando zu-

erteilt. Endlich nach langem vergeblichen Warten machte er kurzen Prozeß und wandte sich mit seiner Bitte direkt an den König von Frankreich. Der Erfolg blieb nicht aus, König Ludwig XVI. bot ihm den „Duras“, einen Ostindienfahrer, an. Paul Jones gab dem Schiffe, seinem Freunde Benjamin Franklin zu Ehren, einen neuen Namen, er nannte es „Bon Homme Richard“. Das war der angenommene Schriftstellernamen Franklins.

Am 14. August 1779 fuhr Jones mit noch drei anderen Schiffen, der „Alliance“, „Vengeance“ und der „Pallas“ von der Groix-Straße ab. Nachdem man mehrere Handelsschiffe abgefangen hatte, richtete Jones seinen Kurs nach Spurn Head, um dort eine mit Holz und Kriegsvorräten beladene englische Flotte, die gerade aus der Ostsee kam, abzuwarten. Am 23. September kamen die feindlichen Schiffe in Sicht, begleitet von der Fregatte „Serapis“ und der Kriegsschuluppe „Countess of Scarborough“. Das letzte Schiff, verfolgt von der „Pallas“, fuhr davon, während die „Serapis“ und der „Bon Homme Richard“ zum Kampfe klar machten. Es war jetzt gegen ein Uhr nachmittags. Es wehte nur ein sehr leichter Wind, und obwohl man auf beiden Schiffen vor Kampfeslust brannte, so kamen dieselben doch nicht vor sieben Uhr abends aneinander. Paul Jones wußte, daß der alte Ostindienfahrer auf weite Entfernung kein würdiger Kampfesgenosse für den wohlgerüsteten Feind war, und von Anfang suchte er darum dem Gegner so nahe als irgend möglich zu kommen.

Raum hatte der eigentliche Kampf begonnen, da barsten auch mehrere der schweren Kanonen des unteren Verdecks im „Richard“ und töteten alle Mann, die dort Dienst verrichteten. Dadurch wurde die schwerste Batterie des Schiffes ganz unbrauchbar, und die Breitseite desselben wurde auf 14 Zwölfpfünder auf dem Hauptverdeck und 4 Neunpfünder auf dem Hinterdeck reduziert, während die „Serapis“ eine Breitseite von 10 Achtehnpfündern und von 15 Neunpfündern in Aktion setzen konnte. Dieses große Uebergewicht des Feindes an Kanonen machte die Lage des „Richard“ zu einer überaus schlimmen. In einem Geschützkampfe mußte das Schiff bald unterliegen. Nach kurzem Kampfe fing es denn auch an zu sinken, eine Kanone nach der andern wurde unbrauchbar und mußte verstummen.

Um die Lage noch mehr zu verschlimmern, nahte sich jetzt auch noch das Schwesterschiff, die „Alliance“, und feuerte zwei Breitseiten auf den „Richard“ ab, ein Manöver, das sie später



Paul Jones hißt das Sternenbanner auf der „Serapis“.

noch einmal wiederholte, um dann davonzufahren und sich an dem Kampfe nicht weiter zu beteiligen. Dieses schändliche Benehmen war der Feindseligkeit des französischen Kapitäns zuzuschreiben, der auf den Ruhm Jones' neidisch war.

Als es endlich dem „Richard“ gelungen war, sich dicht an die Seite der „Serapis“ zu legen und Jones mit eigener Hand die Schiffe fest aneinander verkettet hatte, befand sich sein Fahrzeug in einem so bedauernswerten, zerschossenen Zustande, daß es als das Besiegte, nicht aber als der Sieger gelten mußte. Doch der Mut seines Führers war unbesieglich. Während die Hälfte seiner Mannschaft getötet oder verwundet, das Schiff selbst in Flammen stehend am Sinken war, während nur noch einige wenige Kanonen bedient werden konnten, kämpfte er doch kühl, zuversichtlich und entschlossen weiter. Sein eigenes Vorbild feuerte seine Leute zu neuer Kampfeslust an, sie kletterten

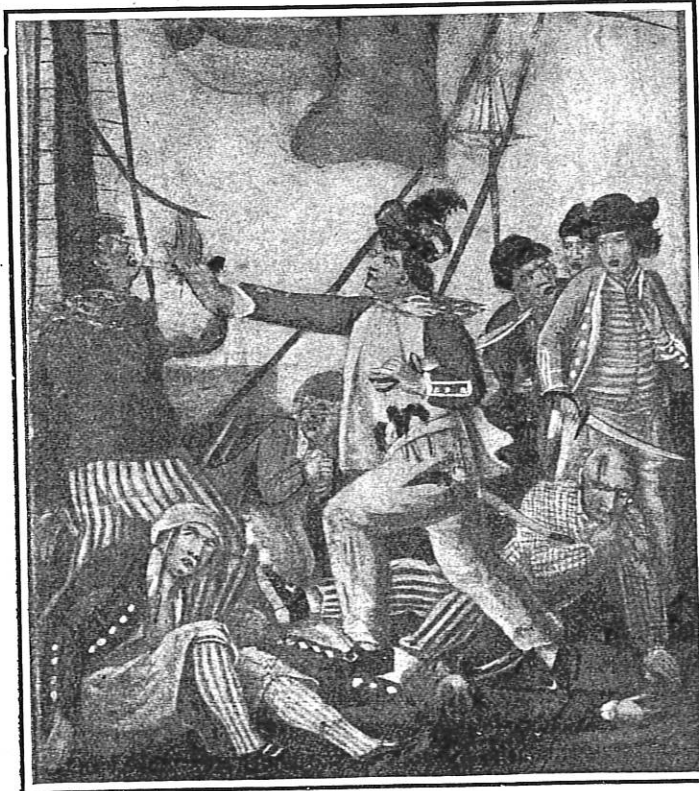
an den Masten empor, sammelten sich auf dem Hinterdeck und überschütteten die „Serapis“ mit einem tobbringenden Hagel von Musketenkugeln. Andere warfen Handgranaten von den Segelstangen in das feindliche Schiff, eine dieser Granaten fiel durch die Hauptluke der „Serapis“ in einen Haufen Schießladungen, die sich entzündeten und durch das ganze Schiff hin die vor den Kanonen niedergelegten Ladungen zur Explosion brachten und ein ganz grauenhaftes Unheil anrichteten. Eine große Anzahl Engländer wurde dadurch getötet und verwundet. Dieser Vorfall entschied ohne Zweifel den Kampf, denn bald darauf holte Kapitän Pearson mit eigener Hand die Fahne der „Serapis“ nieder. Auf dem blutbedeckten Hinterdeck des „Richard“ überreichte dann stumm, mit gebeugtem Haupte der englische Kapitän dem siegreichen Jones seinen Degen. Der „Richard“ wurde hierauf von den Amerikanern verlassen, man brachte die Verwundeten auf die „Serapis“ und ließ nur die Toten zurück, die dann bald darauf mit dem Schiffe des Siegers in die blaue Flut versanken und ein nasses, aber ehrenvolles Grab fanden. Jones aber hißte mit eigener Hand das Sternenbanner auf dem eroberten Schiffe. So endete die ganz einzigartige Seeschlacht, in der das besiegte Schiff seinen Sieger zum Sinken gebracht hat.

Mit der „Serapis“ und der „Countess of Scarborough“, welche letztere von der „Pallas“ eingeholt und festgenommen worden war, segelte Paul Jones nach Holland, wo er in der Regel Anker warf. Hier traf ihn ein neues Mißgeschick. Der englische Botschafter bestand sofort darauf, daß die holländische Regierung Jones zwingen, seine Beute wieder herauszugeben. Diese unverschämte Forderung wurde freilich abgewiesen, aber man ersuchte Jones, den Hafen zu verlassen. Jones weigerte sich dessen, da er einen deutlichen Ausdruck der öffentlichen Meinung über die Fragen, welche bei der amerikanischen Revolution in Betracht kamen, forzierte wollte. In dem langen diplomatischen



Der Sarg, welcher den Leichnam des Paul Jones enthält.

einen Verdienstorden empfing, und obwohl der Kongreß der Vereinigten Staaten ihm in Worten seinen Dank kundtat und ihm das Kommando über ein prächtiges neues Schiff, „America“, versprach, welches jedoch im letzten Augenblick den Franzosen übergeben wurde, zum Ersatz für ein Fahrzeug, sie beim Hafen von Boston verloren hatten.



Paul Jones erschießt einen Matrosen, der die Flagge seines Schiffes in einer Schlacht niederziehen wollte.

Nach einem alten Bilde (1780) von John Collet.

Duell, welches nun erfolgte, zeigte sich Jones auch als einen Helden der Feder. Zwar mußte er ja endlich sehen, wie die „Serapis“ an die Franzosen verkauft wurde, und selbst mußte in der „Alliance“ nach Frankreich zurückkehren, aber es war ihm gelungen, in Holland eine Mißstimmung gegen England zu rufen, und so hatte er seine Vaterlande doch einen großen Dienst geleistet.

Paul Jones hat seit dieser Zeit keine Kämpfe mehr in der amerikanischen Flotte geführt. Bald nach seiner Ankunft in Frankreich segelte die „Alliance“ nach Amerika ab und ließ ihn ohne Schiff in fremde Lande zurück. Die Bitten Jones an Amerika sowie Frankreich, daß man ihm ein Schiff geben möge, blieben unerhört, obgleich er Frankreich der Löwe des Tages war und vom Könige einen hohen Adel besetzten Ehrenbogen

In diesen prüfenden Jahren leitete Jones seinem Lande noch viele Dienste, daß er sah, daß die Vereinigten Staaten in ausländischen Seegenossen die ihnen zukommenden Prisen gelber gesprochen bekamen. In der mannigfachen Täuschung zeigte sich auch der Seeheld nicht trügerisch gegen sein Vaterland, obwohl das bei seiner feurigen Temperament nicht sehr zu verwundern gewesen wäre.

Im Jahre 1793 nahm er ein Angebot der Kaiserin Katharina von Rußland an, als Admiral im Kriege gegen die Türken zu dienen. Mit hochgespannten Nerven schiffte er sich ab, aber russische Dummheit und russisches Mißverhältnis zu

Mitoffizieren und banden ihm die Hände. Enttäuscht legte er halb das Kommando wieder nieder.

Er war jetzt ein kranker und entkräfteter Mann. Am Ende seines Lebens wandten sich seine Gedanken wieder seinem geliebten Amerika zu. In dem letzten seiner Schriftstücke, die er in

jenen ersten Stunden, da er dem Tode ins Antlitz sehen mußte, diktiert hat, beschreibt er sich selbst nicht als der Kommandeur, der Chevalier, der Admiral, — sondern in den tausendfach schöneren Worten als „John Paul Jones, ein Bürger der Vereinigten Staaten.“

Zum vierten Juli.

Von Karl Red.

Wie wird mein Volk den Tag der Freiheit feiern?
Nicht mit dem Pöbel, der die Straßen füllt!
Nicht mit den Wuben und den tollen Schreiern,
Im wüsten Lärm, von Pulverdampf umhüllt!
Sei groß, mein Volk! Bertrümm're nicht die Schranken,
Die wahre Freiheit schirmend um dich zieht —
Um diese Säulen schlingen sich die Mantel,
Daran die Ehre eines Volkes blüht!

Auch prahle nicht im blinden Freiheitswahne,
Der sich vermaßen über Völker stellt:
Parteilaut zerzt an deiner Sternensahne,
Die stolz dein Adler in den Fängen hält!
Es laßt ein weiter Riß durch deine Staaten,
Daraus der Haß wie eine Hyder steigt —
Du hast den Spott der Welt auf dich geladen,
Der zischend deinen hohen Nacken beugt.

Dein Lincoln spricht mit zürnender Gebärde:
„Ist das der Segen, den mein Vorbild schuf?
Amerika! Du Herz der ganzen Erde,
Verkennst du so den heiligsten Beruf?
Was tatest du, wenn's Freiheit gilt, die Rechte
Mit deiner Linken vor dem Götzentand?
Erzieht mein Volk nur Söldlinge und Knechte?
Bedenke, was du tust, mein Vaterland!“

„Schon höre ich das Klirren deiner Ketten,
Die stärker sind als jene, die ich brach!
Wirfst du gebunden, wer soll dich erretten
Aus diesen Banden tiefster Geisteschnach?
Wußt nicht das Oberhaupt der freien Staaten
Mit andern Führern kriegend um die Gunst
Der „Kirchenfürsten“ und der Diplomaten,
Den Meistern dieser schönen Teufelskunst?“

„Im Niedergange stehen deine Zeichen,
Wenn Roms Diktator über dir regiert,
Der helle Stern der Freiheit muß erbleichen,
Wenn dich Verrat am Gängelbunde führt!
Nicht mit dem Schwert wird jene Macht bezwungen,
Die listig dem Jahrhundert sich gestellt:
Nur wenn die Wahrheit einen Sieg errungen,
Strahlt dir ein Licht, das deine Nacht erhellt!“

Du feierst wieder, großes Volk der Erde,
Den Freiheitstag mit seiner großen Tat!
Was die Vergangenheit so ernstlich lehrte,
Nimm es hinein, mein Volk, in deinen Rat!
O werde frei! mahnt warnend dich die Muse,
Des Dichters Ruf, bei jedem Freiheitschrei:
Erkenne deine Schuld und tue Buße,
Nur eine, eine Freiheit macht dich frei!

Am die Grenzscheide.

Eine Erzählung von W. Clement.

Fortsetzung.

Trübe schlich ihnen die nächste Zeit hin. Hansl, der die Schule gleich Jost Ostern verlassen hatte, mußte schon tüchtig auf dem Hofe arbeiten. Bisher hatte er noch keine rechte Steifigkeit gezeigt, jetzt aber, wo er den Kameraden und die täglichen Gänge ins Nachbarhaus schmerzlich entbehrte, schaffte er für zwei, nur um nicht an den Jost zu denken. Und doch kam ihm der Gedanke an ihn nicht aus dem Sinn, und nach Feierabend lief er immer wieder nach dem Trümmerfelde. Sah er dann die Gestalt des Jost dort oben am roten Stein sich scharf gegen den Abendhimmel abheben, so kehrte er um, einer zweiten Abweisung wollte er sich nicht aussetzen. Und doch hätte er brennend gern gewußt, wie weit der Rappenhöfer mit seinen Forschungen gekommen sei, denn die Knechte hatten ihm lachend erzählt, der Bauer lasse nach dem Kreuze graben.

Es verhielt sich in der Tat so, nach wenigen Tagen hatte der Rappenhöfer jedoch die nutzlose Arbeit aufgegeben. Er sagte sich, daß das Kreuz sicher abgebrochen und fortgeschleubert, der Sodel aber durch die Wucht der niederstürzenden Steinmassen in den Erdboden gedrückt sei. Er beharrte aber bei seiner Meinung und ging nach Oberstdorf hinunter, den Westernhöfer zu verklagen.

So begann zum Leidwesen der Bäuerin der Prozeß, der

die Feindseligkeiten auf die Spitze trieb. Am schmerzlichsten war es ihr der Kinder wegen, in deren junge Seelen der Reim zu Haß und Streit gelegt wurde, sie entbehrte auch das frühliche Lachen der Nachbarskinder und sehnte sich nach der kleinen Lenli.

Der Herbst verging, der Winter trat früh ein, und an den langen Abenden vermischte jeder auf den beiden Höfen den gewohnten Verkehr. Die Aufräumarbeiten mußten eingestellt werden, und die gerichtlichen Unterhandlungen zogen sich in die Länge. So kam Weihnachten heran.

In beiden Häusern war wie gewöhnlich dazu gerüstet worden, die alte Kathrein hatte dazu gebacken und gebraten, daß es eine Lust war, doch wollte die rechte Feststimmung nicht aufkommen. Geschenke gab es nicht, das war keine Sitte, die Kinderbescherung hatte schon wie gewöhnlich am ersten Advent stattgefunden, sie war aber nur kläglich ausgefallen, da die wenigen Gaben der Rappenhöferin fehlten.

Heute, am Tage der heiligen Weihnacht, hatte man wie von alters her Lieder und Saitenspiel gehört, aber nur die Knechte und Mägde hatten daran teilgenommen, die drei Kinder, die in früheren Jahren singend nach Einödsbach hinuntergezogen waren, waren heute verstummt, selbst der fangeslustige Hansl

schwie. Verdroffen saß er abends neben dem Vater in der großen, etwas kahlen Wohnstube und folgte sehr unaufmerksam den Gebeten, die der Bauer vorsagte und alle nachbeteten. Schlaftrunken blinzelte Lenli mit den Augen, riß sie aber jedesmal erschrocken wieder auf, wenn des Vaters Blick sie streifte, damit er nur ja keinen Anlaß zur Rüge fände. Immer wieder sahen beide Kinder nach der Uhr, deren Zeiger heute abend gar so langsam vorwärts rückte. Lenli meinte, noch niemals so müde gewesen zu sein, und doch war sie in großer Erwartung, denn zum erstenmal durfte sie mit hinab zur Mette gehen. Das war ein großes Ereignis in ihrem stillen Leben, auf das sie sich schon wochenlang gefreut hatte, und nun mußte diese dumme Müdigkeit kommen.

Sie ward aber völlig munter, als die Uhr anhub zwölf zu schlagen und gleichzeitig die silberne Stimme des Kapellenglockens von Einödsbach herauftönte. Alle erhoben sich, der Bauer sprach ein kurzes Gebet, dann wurde zum Kirchengang gerufen. Jeder bekam einen brennenden Wachstock, die Mägde rote, die Knechte gelbe, die alte Kathrein einen mit Blumenranken bemalten. Der Bauer trug einen besonders schweren, reich mit Gold verziert, und auf des Hansl und der Lenli Herzen prangten sogar Arabesken. Glücklich strahlend nahm das kleine Mädchen den ihren in Empfang und trat an des Vaters Seite ins Freie.

Es war eine stille, mondheile Nacht. In flimmerndem Glanze erstarrten unzählige Sterne am Firmament, und dem Kinde war es, als müßten Engelscharen herniederschweben und jauchzend die Geburt des Heilandes verkünden. In ernster Majestät standen ringsum die unter Schnee und Eis schlummernden Berggipfel, geheimnisvoll schimmernd im blendend weißen Winterkleide, wo sie das Mondlicht traf.

Lenli blickte sich verstohlen um. Richtig, gleichzeitig mit ihnen waren auch die vom Rappenhof aus der Tür getreten. Der Vater aber zog sie mit sich fort, und da sie dem Tal näher wohnten, erreichten sie die Straße bedeutend früher. Singend zogen die beiden kleinen Prozeßionen, die sich sonst stets zusammengetan hatten, hintereinander her nach Einödsbach hinunter, wo heute ein junger Geistlicher in der kleinen Kapelle predigte.

Hansl und Lenli war es unmöglich, andächtig zu sein, beide spähten nach der Tür, und selbst dem Buben klopfte das Herz, als die Rappenhöfer das Gotteshaus betraten. Beide waren froh, als die Predigt ihr Ende erreicht hatte, denn jetzt — Hansl tat zwar etwas spöttisch, als beim Hinausgehen das Lenli seine Hand faßte und ihm erregt zuflüsterte: „Jetzt kommt's, Hansl, jetzt tut's liebe Christkind ein Wunder, daß alles wieder gut wird,“ heimlich aber hatte er selbst seine Hoffnung auf diesen Tag gesetzt. Der frische Bube fühlte sich so wunderbar weich gestimmt, daß er dem Jost gleich um den Hals fliegen würde, wenn der ihn nur ein ganz klein wenig freundlich ansehen wollte. Sollte es dem Vater nicht ähnlich zumute sein, und sollte nicht eine Verständigung möglich sein, wenn beide Bauern nur ein klein wenig guten Willen zeigten?

Vor der Kapelle blieb die kleine Gemeinde stehen, sich gegenseitig die Hände zu drücken und gute Feiertage zu wünschen, wie es die Sitte erforderte. Nur die beiden Bauern taten, als ob sie sich nicht sähen, ja, der Rappenhöfer sprach und lachte besonders laut, als er mit den Einödsbachern rebete. Ihm war die Begegnung mit dem Nachbar jedenfalls nicht so peinlich wie dem finster blickenden Westernhöfer.

Der Hansl hatte sich geschickt zu dem etwas abseits stehenden Jost hindurchgeschlängelt und sagte hastig: „Gute Feiertage, Jost!“

Der wandte sich langsam, sah ihn einen Augenblick stumm

an und erwiderte dann, ohne des Hansl ausgestreckte Hand zu beachten: „Gute Feiertage!“

„Jost —“, des Hansl Augen blitzten zornig auf, „is das letzte Mal, daß ich Dir gute Kameradschaft biet —“ er hielt überrascht inne, denn in seiner nächsten Nähe erklang eine helle, ihm wohlbekannte Frauenstimme. Blichschnell fuhr er herum, helle Blut schoß ihm ins Gesicht. Da war es ja, das Wunder, das Lenli in so gläubiger Zuvorsicht erwartet hatte. Da stand auch die Kleine, hell von ihrer Kerze beleuchtet, und schaute verklärten Angesichts zu der Frau auf, die sie und Hansl gewohnt waren, gleich Jost, „Mutter“ zu nennen.

Die Bäuerin hatte dem Westernhöfer die Hand hingestreckt und sagte mit ihrem gewinnendsten Lächeln: „Gute Feiertage, Nachbar! Da, nimm meine Hand und laß es it länger mehr Unfried' zwischen uns sein, heut, wo uns der Herrgott seinen Frieden durch den lieben Heiland gesandt hat.“

Alle waren verstummt und unwillkürlich näher an die beiden hinangetreten, in atemloser Erwartung saß jeder auf den finster blickenden Westernhöfer.

Da drängte sich Lenli an ihn heran und flehentlich flüsterte sie ihm zu: „Lieber Vater, laß Frieden sein!“

Stumm blickte er in die blauen Augen seines Kindes, es wollte ihm warm zum Herzen, da sah er alle die vielen Augen in neugieriger Erwartung auf sich gerichtet. Nein, er durfte sich nichts vergeben, er war und blieb der Eisenkopf. Hoch richtete er sich auf, doch ehe er zu einer Antwort kam, sprang der Rappenhöfer vor, riß sein Weib zurück und schrie rot vor Zorn: „Was — bitteln willst bei dem um Frieden, wo ich doch in meinem guten Recht bin? Kein Wörtl sollst dem gönnen, siehst it, daß er keinen Frieden mag? Das is so einer, der lieber sein eigen Kind verschling, als daß er nachgeben sollt', und wenn er —“

„Ruhe — Ruhe!“ unterbrach ihn die mahnende Stimme des jungen Geistlichen, der herangetreten war.

Die Rappenhöferin hatte die Hand sinken lassen und wandte sich schweigend ab. „Mutter — Mutter,“ jammerte das Lenli auf, doch der Vater riß sie mit sich fort. „Geht's heim!“ herrschte er sein Gefinde an.

Stumm, ohne Sang und Klang, im Schein der flackernden Kerzen, setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Hinter ihnen ertönten feierliche Lieder, die Rappenhöfer sangen sich heim.

Daheim angekommen, ging das Lenli sofort in ihre Kammer und suchte tief betrübt ihr Lager auf, sie mochte nichts mehr sehen von all den guten Sachen der alten Kathrein. Das Gefinde aber saß stumm mit dem Bauer zu Tische und gestand sich später, noch nie eine so unbehagliche Weihnachtsnacht erlebt zu haben.

III.

Der Winter war vergangen, es war wieder Frühling geworden, der Prozeß zwischen den beiden Bauern aber noch immer nicht entschieden. Die Mark war wegen der Verwüstung schwer festzustellen, und auf gütlichen Vergleich, wie das Gericht vorschlug, wollten sich beide nicht einlassen. Jeder forderte mit Entschiedenheit sein Recht, so zog sich die Sache in die Länge, und die Feindschaft zwischen beiden spitzte sich immer mehr zu.

Im Grunde litten alle darunter, doch nur eine zeigte es: das Lenli, das sich krank nach der linken Hand der Bäuerin und nach einem freundlichen Wort von dem Jost sehnte. Sie wagte es aber nicht, nach dem Rappenhöfer hinüberzugehen, weil es der Vater streng verboten hatte, sie mochte auch nicht, daß Jost sie fortgehen heiße.

Voll heimlicher Sorge beobachtete der Bauer, wie das Kind

immer zarter, blasser und stiller wurde. Das wurmte ihn tief, weil er die Ursache kannte, aber nachgeben? Nein, das litt sein Trost nicht. Etwas aber mußte geschehen, das Lenli wieder fröhlich zu machen, so viel sah er ein, so entschloß er sich denn schweren Herzens zu einer Trennung.

„Das Maidli muß auf eine Weile fort,“ sagte er eines Tages, als sie zwölf Jahre alt geworden und gefirmelt war, „sie kann für den Sommer ins Dytal gehen zu der Frau Pate. Hat lang schon um Deinen Besuch gebeten, werd' Dich dieser Tage hinbringen, Lenli, da wirst schon wieder lachen lernen und rote Backen kriegen.“

Lenli erschrak, sie fürchtete sich vor den fremden Menschen und scheute sich, die liebe Heimat zu verlassen, sie wagte aber nicht, es dem strengen Vater zu sagen.

Am Abend vor der Abreise stahl sie sich heimlich vom Hofe hinunter und lief über die Wiesen bis zum Trümmersfelde. Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht, dort oben kletterte Jost umher, wie gewöhnlich nach Feierabend. Er suchte noch immer nach einem Zeichen, um die Grenzscheide sicher festzustellen, freilich stets vergeblich.

„Jost — Jost,“ rief das Lenli mit ihrer feinen Stimme und kletterte dem Buben eilig nach.

Langsam kam er ihr entgegen. „Was hast hier heroben zu klettern?“ fragte er untwirsch.

„Bloß, pfüt Gott' wollt' ich Dir sagen,“ erklärte sie.

„Wilst fort?“ fragte er überrascht.

„Ja, zu der Frau Patin ins Dytal, für den ganzen Sommer, denk' nur, Jost. Ich hab' so Angst vor der Frau Patin, und ich hab' so Sehnsucht nach Deinem Mutterl den ganzen Winter gehabt. Er war gar so arg lang, Jost.“

Der Bub nickte nur, er wußte nichts zu sagen und fühlte sich höchst unbehaglich, als er die rinneenden Tränen der Kleinen sah.

„Is gut, daß Du zu der Frau Patin gehst,“ sagte er endlich tröstend.

Sie seufzte, trocknete ihre Tränen und reichte ihm die Hand. „Pfüt Gott, Jost, grüß' Dein Mutterl und sag ihr, daß ich fortgeh'.“

„Pfüt Gott, Lenli.“ Sorgsam wie in früheren Zeiten führte er sie das Trümmersfeld hinunter, dann flog er pfeifend wieder hinan, das Lenli aber zerbrach sich den Kopf, wie es nur kommen möchte, daß ein Bube alles so viel leichter nähme als ein Mädchen.

Mit schwerem Herzen verließ sie am nächsten Morgen die geliebte Hei-

mat. Der Vater selbst begleitete sie, um sie sicher der Patin im Dytal abzuliefern. Als er dann nach zwei Tagen heimkehrte, war er finsterner und wortkarger als je, das stille blonde Kind fehlte ihm an allen Ecken und Enden, immer glaubte er ihre letzten Worte zu hören: „Lieber Vater, ich bitt' Dich gar schön, mach Frieden mit dem Rappenhöfer. Ich bin so traurig drum, daß ich schier dran sterben könnt'.“

Eine große Angst wollte den Mann erfassen, wenn er sich nachts schlaflos auf seinem Lager hin und her warf. Ob er doch lieber nachgeben sollte? Aber nein, das konnte er nicht, das ging zu sehr gegen seine Natur, sein Maidli würde auch im Kreise der fröhlichen Kinderschar bei der Frau Pate wieder fröhlich werden und den häßlichen Streit daheim vergessen. Mit diesem Troste suchte er seine wachsende Unruhe zu beschwichtigen.

Der Sommer ging, und der Herbst kam, ohne eine Wendung in betreff des Streites zu bringen. Die verschütteten Wiesen waren nun, soweit es anging, freigelegt worden, näher an die Felswand war nicht zu kommen, dort lagen die Blöcke so hoch und so groß, daß die Arbeit nutzlos war.

Das sah auch endlich der Rappenhöfer ein, der seine Knechte noch immer, sobald sich ein freier Tag gefunden, dort hatte arbeiten lassen. Er hatte ihnen eines Morgens gerade gesagt, sie sollten die Arbeit nun endgültig einstellen, als Jost, der in rastlosem Eifer in der Nähe des roten Steinblocks schaffte, plötzlich lebhaft ausrief: „Vater, schau her, was ich gefunden hab'!“

Sein glühendes Antlitz, seine glänzenden Augen berrieten einen Fund von Wichtigkeit; so liefen der Bauer und die Knechte eiligst herbei, und alle brachen in ein wahres Triumphgeschrei

aus, denn die obere Spitze des Kreuzes wurde unter dem Schutt sichtbar.

„Zuchhei — da hab' ich doch recht!“ schrie der Rappenhöfer und schlug sich mit den Händen so heftig auf die Lenden, daß es klatschte, „bist ein Staatsbub, Jost, und kannst Dir was extra Feines für das Kreuzl wünschen.“

„Ich wünsch' mir halt den Frieden mit dem Nachbarn, Vater, nix weiter,“ entgegnete der Bube ruhig.

Eifrig sprangen die Knechte zu, das Kreuz nun vollends freizulegen, der Bauer wehrte ihnen jedoch. „Lauf' einer und hol' den Westernhöfer,“ befahl er, „der is imstand und sagt nachher, wir hätten 's Kreuzl extra hierher geschafft.“

„Vater,“ wandte Jost ein, „wä'r's it besser, einer von die Herren vom Gericht wä'r' dabei?“

„Recht hast, Bub, lauf, mach' nunter nach Oberstdorf, daß gleich morgen einer auffi kommt, it

Es kommt die Nacht.

Für die „Abendschule“ von
Friedrich Walzer, Pittsburg.

Bald kommt die Nacht, vor der dir manchmal graute,
Die Nacht, in der dein Geist sich wird betwirren;
Doch soll sich deine Seele nicht verlieren
Beim Blick auf das, was sie auf Erden schaute.

In dieser Nacht erklingen Sterbelaute,
Und in der Seel' erhebt sich banges Ringen;
Drum gilt es deinen Geist dahin zu bringen,
Recht treu zu sein in dem, das er hier glaubte.

Drum laß das Gnadenlicht die Nacht erhellen,
Und immer sei dein Herz ihm treu ergeben.
Du sollst's auf deines Lebens Leuchter stellen!

Versäumst dies eine du in deinem Leben,
Dann wird, statt Himmelsheins, des göttlich hellen,
Die Nacht des ew'gen Todes dich umschweben!

berwarten kann ich's mehr, daß ich mein Recht krieg'. Und Ihr beid', Micherl und Giasl," wandte er sich an zwei junge Knechte, „Ihr löst Euch heut nacht beim Wachen ab, könnt' sonst sein, daß 's Kreuzl morgen hoch droben dort drüben auf der Tanne ständ'.“

Die Knechte stimmten schallend in sein dröhnendes Lachen ein, sie alle freuten sich des Fundes und gönnten es dem Westernhofer, daß er nun den Prozeß verlieren mußte.

Zost lief ins Haus, sich für den Gang anzukleiden und die Mutter von dem Funde zu benachrichtigen. „Gott sei gepriesen," rief die Bäuerin aus Herzensgrunde, „möcht' er doch jezt alles zum guten wenden!“

Am nächsten Tage standen alle Beteiligten dabei, als das Kreuz ausgegraben wurde, auch die Knechte und Mägde drängten neugierig näher.

Endlich lag es frei. Es war aber nur die obere Hälfte, von der die eine Ecke fehlte. Dennoch erkannte es der Westernhofer auf eine Frage des Bürgermeisters von Oberstorf als das Wahrzeichen der Grenzscheide an, „aber," setzte er hinzu, „wo's gestanden hat, is eine andre Frag', wer kann sagen, ob's hier umgebrochen ist oder da heroben, wo die Tanne liegt? Bloß den Sockel, wenn er noch fest in der Erden steht, erkenn' ich als Grenzscheid' an, dies Bruchstück kann leicht von oben heruntergeschleudert sein.“

Blind vor Wut wollte sich der Rappenhofener auf ihn stürzen, und nur mit Mühe konnten sie den jähzornigen Mann zurückhalten. Der Richter gab dem Westernhofer allerdings recht, daß er das abgebrochene Kreuz nicht als Grenzscheide anzuerkennen brauche, wenn er nicht wolle, er rebete ihm jedoch noch einmal gütlich zu, aber vergeblich. So mußten die Herren unverrichteter Sache abziehen, und es blieb dem Rappenhofener nichts übrig, als wieder weiterzugraben.

Das tat er auch mit zähem Eifer. „Graben will ich, und sollt' ich dran den Tod finden, bloß um dem Malefizlerl zu zeigen, daß ich im Recht bin und it er!“ schrie er voller Zorn und schüttelte drohend die Faust nach dem Westernhof hinüber.

Ehe der Morgen graute, stand er seitdem schon bei der sauern Arbeit, von Zost treulich unterstützt, doch die schweren Felsmassen spotteten aller Kraft, die noch an sie gewandt wurde. Wie eingemauert lagen sie da und rührten sich nicht. Das ärgerte den Bauern, und der sonst so frische, heitere Mann wurde immer finsterner und wortfarger, und schon zuvor leicht erregt, fuhr er jezt jeden bei dem geringsten Versehen zornig an. Dazu brachte der Herbst wieder viel Regen mit sich, so daß der Bauer die Arbeit häufig unterbrechen mußte; kam mit dem Winter erst Schnee und Eis, dann würde er sie ganz aufgeben müssen.

„Ich muß den Sockel finden, bevor es Winter wird," sagte er immer wieder zu dem Zost, „ich halt's nimmer aus.“

Wochen waren vergangen, als Zost eines Tages Butter und Käse von der Alm geholt hatte und an dem Westernhof vorüberging. Da tönte ein leises „Pst — Pst —“ hinter ihm her. Er staunt wandte er sich um und sah in das aufgeregte Gesicht der alten Kathrein.

„Da kommt daher, Zost, der Bauer sieh't's ja it," flüsterte sie ihm hastig zu, „'s bruch't mir schier 's Herzl ab, wenn ich's keinem erzählen kann. Denk, Zost, das Lenli is krank! Heimweh hat's, schreibt die Frau Patin gestern zur Nacht. Gleich heut in der Frühl' is der Hansl furt, 's Kind holen. Mein — wenn der Bub 's Mädel nur gut herbringt vor Abend, 's wird halt gar so früh dunkel. Meinst, Zost, daß er's schaffen kann? Ausgangen is er, wie noch die Stern' am Himmel g'standen find.“

„Der Hansl schon, aber ob das Lenli so laufen kann, weiß ich it," entgegnete Zost. „Weshwegen is der Bauer it selber gangen?“

„Aus lauter Trutz it, weil ich g'sagt hab': „Da geht Ihr doch selber, das Kind holen, Bauer!“ rief Kathrein entrüstet. „Ang'schaut hat er mich — na — als wollt' er mich auf dem Fleckl derschlagen. „Hab' kein Zeit, muß auf 'n Stier schauen,“ hat er mich angeschrien. Der is krank und wird wohl eingeh'n — is der größte und schönste in der ganzen Gegend, aber Zost — unser Mädel — unser Kind — das is doch mehr wert als der Stier. Is das ein Mann, der Bauer! Hätt' ich doch 's Maul gehalten, aber grad' nu muß' er daheim bleiben, weil ich ihm zugerecht hab'. Gar it sagen kann ich, was ich für eine Angst hab' um das Lenli, ich muß Dir's erzählen. Und da schau 's Wetter an, das daherkommt, und das Kind allein mit dem fahrgen Buben, dem Hansl — zu Tod ängsten kann ich mich!“

Zost sah zum Himmel auf. Der sah freilich böß genug aus, um Kathreins Angst zu rechtfertigen. „Kann sein, daß sie bald da sind," versuchte er sie zu trösten und wollte weitergehen.

Die Alte hielt ihn jedoch am Armel fest. „Zost," bat sie, „Bub, wenn Du ihnen ein Stückl Wegs entgegengehen tästst? 'n kleines Stückl bloß! Hast das Lenli doch auch immer gern gehabt!“ Voll heißer Angst sah sie ihn beschwörend an.

Eine tiefe Falte grub sich zwischen des Zost Augen. „Hab' nix mehr mit die vom Westernhof zu schaffen, Kathrein," entgegnete er kurz und ging.

Die Alte schlug die Hände zusammen. „O, is des a Welt," seufzte sie, „gar it mehr leben mag man mehr da herinnen.“

Noch einen unruhigen Blick auf den Himmel werfend, ging sie ins Haus. Die ersten schweren Tropfen fielen bereits.

IV.

Am Morgen desselben Tages saß das Lenli im hellen Sonnenschein, eine seltene Erscheinung in dem regenreichen Herbst, etwas abseits vom Wirtshause auf dem grünen Wiesenplane und schaute voller Sehnsucht den Weg hinunter, den sie mit dem Vater gekommen war.

Sie war noch zarter und schwächer geworden, trotz aller guten Pflege der Frau Patin, der das Wirtshaus zur Oh gehörte, wo es auf einen guten Wiesen nicht ankam, namentlich zur Sommerzeit, wo viele Fremde das herrliche Fleckchen aufsuchten. Lenli sah nichts von all der Großartigkeit der Natur um sich her, sie dachte nur an das einsame Hochtal, wo sie daheim war, und an die Rappenhofenerin, nach der sie sich fast krank sehnte.

Die Kleine ahnte nicht, daß die Frau Patin geschrieben hatte, und sie erzwang eben ernstlich, ob sie sich nicht einfach heimlich auf den Heimweg machen solle, da fiel ihr aber ein, daß das undankbar gegen die Frau sein würde. Plötzlich weiteten sich ihre Augen in ungläubigem Staunen. Der Bub, der pfeifend daherkam, schien ihr wunderbar bekannt. Heiß stieg ihr das Blut in die Wangen, ein Herzklopfen benahm ihr fast den Atem.

Zitternd sprang sie auf, da hatte auch der Bube sie erspäht, riß den Hut vom Kopfe und schrie laut: „Lenli — grüß Gott!“

Helle Freudentränen liefen dem Lenli über das Gesicht, sehnlich streckte sie dem Bruder die Arme entgegen. Mit hellem Lachen stürmte der heran und schüttelte ihr derb die Hände.

„Schau, da bin ich! Soll Dich heut noch heim bringen, Punkt elf soll ich mit Dir furtgehen.“

Wie in Sonnenschein war plötzlich des Kindes Gesicht ge-

taucht. „Ach, Hansl,“ sagte sie nur und schlang in heißer Freude beide Arme um seinen Nacken.

Ganz rot wurde der Bube, unruhig sah er umher, ob auch niemand diesen Zärtlichkeitsausbruch sehe. „Na, na, sei doch stad,“ rebete er dem Schwesterchen zu und schob sie nicht eben sanft von sich. „Is schön da,“ sehte er hinzu und ließ die glänzenden Blicke umherschweifen.

„Daheim is schöner,“ erklärte das Lenli und fragte ängstlich: „Wie steht's daheim, Hansl?“

Der Bube zuckte die Achseln. „Grab' als wie im Frühling,“ und er erzählte von der Auffindung des Kreuzes und der Fortsetzung des Prozesses.

Lenli machte ein trauriges Gesicht, dann aber flog ein helles Leuchten darüber hin. „Heut abend bin ich daheim und kann 'leicht heut noch 's Mutterl und den Jost aus der Fern' sehen,“ sagte sie freudig.

„Hast recht was davon,“ rief der Hansl ärgerlich und lief fort, dem Hause zu.

Freundlich hieß ihn die Wirtin, eine große, stämmige Frau, willkommen und ließ dem Buben einen Imbiß auftragen, dann packte sie in Eile Lenlis kleines Bündel. Sie war froh, das kleine Mädchen, dem sie sonst herzlich wohlwollte, los zu werden, das stille Kind packte so gar nicht in ihr heiteres, fröhliches Haus.

Die ganze Kinderschar versammelte sich um den Hansl, der allen ausnehmend gefiel, ja, der Seppl, der älteste, schloß sofort Freundschaft mit ihm und führte ihn überall in Haus und Hof herum. So vergingen die zwei Stunden, die der Hansl Zeit hatte, schnell, und die Wirtin trieb zum Aufbruch. Sie hatte das Mittagessen besonders früh richten lassen, dann bekam der Bube das Bündel zu tragen, Lenli ein Tuch, es sei am Abend, falls es kalt werden sollte, über Kopf und Schultern zu binden.

„So, Bub, nu halt Dich it lang mehr auf,“ drängte die Wirtin, als der Hansl noch heimlich mit dem Seppl flüsterte, „mach, daß Du mit das Kleine heimkommst, 's gibt noch ein Regen zur Nacht.“

Sie küßte das Lenli, reichte dem Buben die Hand und sah beiden, als sie, begleitet von der ganzen Kinderschar, abzogen, noch einen Augenblick nach, dann trat sie eilig ins Haus zurück. Die große Wirtschaft ließ ihr nicht viel Zeit zum Müßigstehen.

Als die Kinder die Straße erreicht hatten, trieb der Seppl die jüngeren Geschwister energisch zurück und rebete eifrig auf den Hansl ein. Der nickte und sagte kurz zum Lenli: „Wir gehen einen andern Weg, der Seppl weiß einen schönern.“

„Aber weßwegen denn?“ fragte die Kleine ängstlich, „der Vater is hier mit mir g'gangen, und Du bist doch auch so kommen, Hansl.“

„Freili, aber wenn der Seppl einen weiß, der so viel schöner is, nachher da seh' ich it ein, weßwegen wir den it geh'n soll'n. Willst aber it mit, so lauf allein, ich geh' mit 'm Seppl.“

Er machte sein Wort zur Tat und lief dem Seppl, der nahe an den Bergen entlang ging, nach.

„Hansl — Hansl — ich will ja,“ schrie das Lenli entsezt auf, „'s wär' doch aber 'leicht g'scheiter, erst Dein Mutterl zu fragen, Seppl.“

Der lachte hell auf. „Da weiß ich schon besser Bescheid als mein Mutterl, wo ich immer 'rumklettere und sie nimmer aus dem Haus außi kommt.“

Das stimmte freilich, so gab Lenli nach, wenn auch mit geheimer Angst, denn weshalb schlichen die Buben, um nicht vom

Hause aus gesehen zu werden, dicht an den Bergen entlang, wenn alles seine Ordnung hatte?

„Es ist gewiß it recht,“ fing sie wieder an, „und wie arg wird der Vater schimpfen, wenn wir it um vier daheim sind. Und schwarze Wolken kommen auch daher, und mir is so arg angst.“

Hart fuhren beide Buben auf sie los, so schwieg sie und stolperte auf dem schmalen, steinigten Pfade, den sie nun erreichten, seufzend hinter ihnen her. Allmählich wurde der Weg, der an dem rauschenden Bache oft ziemlich steil emporführte, besser, es dauerte aber doch fast eine Stunde, ehe sie den Abschluß des Tales erreichten.

Donnernd stürzten hier die gewaltigen Wassermassen des Stuibenfalles in ein tief in die Felsmassen gehöhlttes Becken, wurden von dem starken Drucke wieder emporgeschleubert und schossen brausend und schäumend zu Tal, wo sie als wilder Gebirgsbach weiter flossen. Von der Sonne hell beleuchtet, spielte der breite Wasserfall in allen Regenbogenfarben, vom zartesten Blau bis zum tiefsten Violett.

Der Hansl mußte in seinem Entzücken schnell einige Jodeler in die Luft senden, dann kletterte er eilig dem Seppl nach, um das Wunder auch von oben zu betrachten; das Lenli aber stand völlig überwältigt. Stumm, mit gefalteten Händen, ließ sie die erhabene Schönheit der brausenden Wassermasse in der wildromantischen Umgebung auf sich wirken. Dabei merkte das stark erhöhte Mädchen nicht, wie es schnell kühler geworden, bis ihr ein kalter Schauer durch die Glieder kroch.

Aus ihrer Versunkenheit auffahrend, schüttelte sie sich und sah sich nach dem Bruder um. Da sah sie oben über den Bergen eine drohende Wolkentwand, die unheimlich genug war, sie zum schleunigen Heimgang zu treiben.

„Hansl,“ rief sie, so laut sie konnte, das Gebrüll des Wassers verschlang ihre schwache Stimme jedoch völlig. Es half nichts, sie mußte den Buben nachsteigen. Wäre doch der Vater selbst gekommen, sie zu holen! In des Hansl Obhut, so gut er sonst auch war, fühlte sie sich nicht sicher. Ja, wenn es der Jost gewesen wäre! Der behielt sein Ziel stets fest im Auge, aber der Hansl machte gern allerlei Seitensprünge und vergaß darüber nur zu oft die Hauptsache.

Endlich war sie oben und fand die Buben in eifriger Beratung.

„Ja,“ sagte gerade der Seppl, „bis 'nauf auf die Käseralp, an zwei Stunden kannst rechnen mit die Lenli.“

„Und denn? Wie muß ich denn geh'n?“ forschte der Hansl ungeduldig.

„Ja, denn — denn mußt halt übers Aesple ins Dietersbachthal absteigen, aber ein bißel steil is halt der Weg.“

„Hansl,“ Lenli erfaßte angstvoll des Bruders Arm, „laß uns it da geh'n, ich hab' so Angst.“

„Ach, Du Dummes, was weißt denn Du?“ fuhr er sie an und wandte sich an Seppl, der ein bißchen unsicher dreinschaute. „So reb' doch weiter, Du. Wie geht's denn von da in die Birgsau?“

„Ja — schau — in Dietersbachthal — da mußt schon an der Trettach bleiben, da weiß ich halt keinen andern Weg.“

„Trettach — Trettach —“ wiederholte der Hansl staunend, „das is ja der Bach bei Oberstdorf.“

„Ja freili“ — der Seppl lachte in unbändiger Lustigkeit. Der Hansl wurde feuerrot. „Da hast mich aber gut zum Narren g'habt, Du, mit Deine Richteweg. Lausbub, meinst, ich laß mich hänseln?“

Jornrot fuhr er auf den Seppl ein, der aber lief lachend

bergabwärts und rief: „Wollst ja den Stuibensfall seh'n, und wenn Dir der Nelpfegweg it paßt, so geh halt wieder mit zurück, hast ja Zeit genug.“

Schimpfend rannte der Hansl ihm nach, bis er sich plötzlich des Schwesterchens erinnerte und zurückkehrte. Er fand die Kleine bitterlich weinend am Wege sitzend, das von ihm achtlos fortgeworfene Bündel neben sich.

„Weshwegen kommst denn it?“ schrie er sie an und hob das Bündel auf, „da mach daher, daß wir heim kommen.“

Ganz verschüchtert schwieg sie, und beide stiegen eilig bergabwärts.

„Ach, Hansl,“ begann das Lenli endlich, „ich hab' mir's gleich denkt, daß nix Gescheits dabei herauskommen tät, denn der Seppel, der is so einer, der hat keine Gedanken it zum Denken.“

Der Hansl wurde rot, er fühlte sich getroffen. „Wenn Du so gar g'scheit bist, weshalb hast denn it g'rebt?“ fuhr er sie an. „Ich wußt' halt nix vom Stuibensfall.“

„Ich auch it, Hansl, 's sollt' immer einer mit mir hergeh'n, aber's war keine Zeit it dazu. Arg froh bin ich nur, daß wir den alten Weg heimgeh'n. Meinst, daß wir's schaffen, eh's Abend wird und eh' der Regen kommt?“

„Wenn Du schleichst wie eine Schnecke, so schaffen wir's nimmer,“ schnob er sie an.

Sie seufzte tief. „Ich wollt' ja gern, Hansl, nur daß ich immer so müd bin und so grausam schwer in die Glieder.“

Darauf wußte er nichts zu sagen, er vermied es auch, das jetzt wieder so blass, schwächliche Kind anzusehen. So gingen sie stumm nebeneinander her, und als sie auf den Wiesenplan hinaustraten, auf dem der Pate Wirtschaft lag, schlichen sie, leise wie Diebe, mit klopfendem Herzen an den Bergen entlang, bis sie die Straße erreicht und das Haus glücklich im Rücken hatten. Ein leises, schadenfrohes Lachen scholl hinter ihnen her. Das war der Seppel, der sich über sie lustig machte.

Dem Hansl schoß das Blut heiß ins Gesicht, am liebsten wäre er in das Gebüsch gestürzt, den Buben durchzuhauen, aus Rücksicht auf die kleine Schwester hielt er sich aber zurück. Er mußte eilen, um mit ihr heim zu kommen. Statt elf war es gegen zwei Uhr, die Zeit war ohnehin nicht wieder einzubringen. Aber noch schien ja die Sonne, da machte sich der leichtsinnige Bube noch lange keine Sorgen.

„Weißt, Lenli,“ sagte er, als sie in den schmalen Pfad einbogen, der hart an der Felswand dicht neben dem hochgehenden, wil drauschenden Dybach entlang führte, „da steht ein Bankerl. Was meinst, wenn wir uns ein Weil' setzten und ein Wederl verspeisten? Gar arg hungern tut's mich schon.“

„Ach ja, ich bin so müd, und meine Füß' zittern so arg,“ seufzte das Lenli und sank, froh über die Ruhepause, auf die Bank. Von den Weden, die ihnen die fürsorgliche Patin mitgegeben, aß sie nur wenig, sie trank aber von der mitgenommenen Milch, während der Hansl es sich vortrefflich schmecken ließ. Dabei wuchs sein Mut, und er rechnete der Kleinen vor, daß sie sicher vor Abend daheim sein müßten.

„Aber die Sonn' is weg,“ meinte sie ängstlich und suchte mit den Blicken das dicke Gezweig zu durchdringen, ob die dunkeln Wolken auch näher kämen.

„Die kommt schon noch wieder,“ tröstete der Hansl und sprang auf.

Eine Weile schritten sie nun eifrig aus. Der Weg führte

halb an Felspartien, halb an Wiesenhängen vorüber. Aber auch hier herrschte die Finsternis, die allmählich eingetreten war und das Lenli so beunruhigte. Nun sahen sie auch zu ihrem Schrecken, daß die drohende Wolke dicht über ihnen stand. Da fielen schon die ersten schweren Tropfen, ein fahler Blitz zuckte herab, ein langhallender Donner folgte. Vor dem Rauschen des Wassers hatten sie bisher das ferne Grollen nicht gehört.

Lenli griff angstvoll nach des Bruders Hand. „Ich fürcht' mich zu Tode,“ flüsterte sie Schredensbleich.

Der Bube ließ die Blide umherschweifen. „Schnell da auff!“ schrie er triumphierend und zeigte nach einem Heustabl oben am Wiesenhang. Hastig zog er Lenli die ziemlich steile Höhe hinan zu dem schützenden Stabl.

An der Seite des weit vorspringenden Daches, wo sie der Regen am wenigsten treffen konnte, setzten sie sich, das Lenli sich eng an den Bruder ansetzend. Der empfand bittere Reue, daß er sich von dem leichtsinnigen Seppel zu dem Gange nach dem Stuibensfall hatte verleiten lassen. Weinend daheim könnten sie jetzt sein, wenigstens das Wetter im Birgsauer Wirtshaus abwarten. Nun saß er hier mit dem zitternden Kinde und wußte nicht, wie er es glücklich heim bringen sollte. Sorgsam hüllte er Lenli in ihr Tuch und tröstete sie, daß das Wetter bald vorübergehen und sie dann schnell weiterkommen würden. Nach Oberstdorf hinein brauchten sie nicht, wenn sie die Halbe nach St. Loretto hinunterstiegen, dann hätten sie ja den Weg zur Birgsau bald erreicht. Das Lenli nickte still und hielt des Hansl warme Hand fest umschlossen. Aus der Umhüllung des Tuches sah man nur das Näschen und die angstvollen Augen, die voller Unruhe zu den vorüberjagenden Wolken aufschauten. Wie der Sturm heulte und wie der Bach drunten unheimlich rauschte! So heftig, meinte sie, habe die Stillach daheim noch niemals getobt. Endlich zog das Wetter vorüber, und der Regen ließ etwas nach.

„Ich mein', wir müssen geh'n, wir schaffen's sonst nimmer,“ sagte der Hansl kleinlaut. Zögernd stand das Lenli auf und ging mit ihm über die nassen Wiesen den Hang hinunter. Voller Schrecken aber blieben beide stehen. Durch den starken Regen war der schon vorhin so hoch angeschwollene Bach über seine Ufer getreten und überspülte den schmalen Weg. Und dazu begann es wieder heftiger zu regnen.

„Ich hab' so Angst,“ stieß das Lenli weinend hervor, „ich will zurück zur Frau Pate.“

„So sei doch gescheit, wir sind ja it weit mehr von der Trettach-Brücken, da geh'n wir den Berg 'nauf, da tut uns das Wetter nix mehr,“ redete der Hansl ihr zu.

Nur widerwillig folgte sie ihm, dicht am Hang bleibend, stellenweise durch blankes Wasser, doch nur eine kurze Strecke, dann sah der Hansl selbst ein, daß sie hier nicht weiter konnten, so wild tobte der Bach über das Ufer. Dazu neigte sich der kurze, trübe Oktobertag beängstigend schnell. Mit der müden, ängstlichen Schwester erreichte er heute die Heimat nicht mehr, so viel stand fest. Also umkehren.

Hastig machte er kehrt und schritt mutig voran, Lenli an besonders nassen und glitschigen Stellen die Hand reichend. Aber immer größere Wassermassen kamen dahergestürzt, immer unheimlicher klang in der zunehmenden Dunkelheit das Tosen und Gurgeln. Heiße Tränen rannen Lenli über das blass Gesicht, ohne daß sie es wußte, heiße Furcht um das ihm anvertraute Kind froh auch dem Buben in das Herz. (Schluß folgt.)



Vierte Juli-Allerlei.



Die Feier des 4. Juli in den Vereinigten Staaten und des Dominion-Tages in Canada gibt wieder in ganz Nordamerika Veranlassung zu allgemeiner Kundgebung des Patriotismus. Der Dominion-Tag in Canada wird gefeiert zur Erinnerung an die Vereinigung der früher unabhängig voneinander stehenden Provinzen zu einer Nation. Es ist also der Geburtstag der kanadischen Union. Der 4. Juli wird gefeiert zur Erinnerung an die Tat, daß am 4. Juli 1776 die Mitglieder des in Philadelphia versammelten Kongresses die feierliche Erklärung unterzeichneten, daß „diese Kolonien freie und unabhängige Staaten sind und von Rechts wegen sein sollten.“ Unser 4. Juli ist also der Geburtstag der amerikanischen Republik. Hier wie dort werden es aber diesmal sehr gemischte Gefühle sein, die den Tag des Patriotismus beherrschen: dort wird Konstitution in Aussicht gestellt, nachdem schon Tausende von Landesöhnen gefallen; hier beginnt die Aushebung vieler Tausender, die vielleicht nie wieder den Tag der Unabhängigkeit und Freiheit erleben.

Der amerikanische Bürgerkrieg ist oft als der „Krieg der Jugend“ bezeichnet worden, weil ein starker Prozentsatz der Soldaten sich im jugendlichen Alter zum Dienste fürs Vaterland meldete. In dem Buche „The American Army“, dessen Autor General W. H. Carter ist, wird eine interessante Tabelle, auf das Alter der Landesverteidiger Bezug nehmend, veröffentlicht. Danach war weniger als der vierte Teil der 2,778,304 Männer, welche sich in die nördliche Armee eintragen ließen, über 21 Jahre alt. Die Tabelle, das Alter der Soldaten zur Zeit ihrer Meldung für den Kriegsdienst angehend, ist folgende:

Zehn Jahre alt und jünger.....	25
Elf Jahre alt und jünger.....	38
Zwölf Jahre alt und jünger.....	225
Dreizehn Jahre alt und jünger.....	300
Vierzehn Jahre alt und jünger.....	1,523
Fünfzehn Jahre alt und jünger.....	104,987
Sechzehn Jahre alt und jünger.....	231,051
Siebzehn Jahre alt und jünger.....	844,891
Achtzehn Jahre alt und jünger.....	2,150,798
Zwischen achtzehn und zweiundzwanzig.....	2,150,798
Zwischen zweiundzwanzig und sechsundzwanzig.....	618,511
Zwischen sechsundzwanzig und fünfundsiebzig.....	46,402
Über fünfundsiebzig.....	16,071

Fast alle Männer in den beiden letzten Klassen waren Offiziere. Als sie sich zum Dienst meldeten, waren die meisten der Soldaten bartlose Knaben. Welche Hingabe und Treue dieselben in den schweren Kämpfen für ihr Vaterland bewiesen, hat die Geschichte klar an den Tag gebracht. Möge der Geist des echten Patriotismus, der das Recht will, liebt und verteidigt, stets in unserem gegenwärtigen Lande herrschen!

Das erste Gesetz über die neue Flagge wurde im Juli 1777 erlassen. Es verfügte, daß die Flagge 13 weiße Sterne im blauen Felde und 13 abwechselnd rote und weiße Streifen zeigen sollte. Den ursprünglichen Entwurf soll George Washington im Hinterzimmer des Polsterergeschäfts einer Frau Roß in Philadelphia gemacht haben. Vor dem 4. Juli 1777 hatte man alle möglichen Flaggen. Eine Freiwilligenschar wählte eine Klapperschlange mit der Unterschrift: „Tritt nicht auf mich!“ Ein Kriegsschiff der Kolonien führte einen Fichtenbaum auf seiner Flagge. Andere hatten eine Flagge mit einem roten und einem weißen Streifen, nebst rotem Kreuz im blauen Felde. Im Kongreß schlug Washingtons Idee durch.

Wahre Vaterlandsliebe weiß, wann sie handeln muß. Als General Putnam hörte, daß die Briten Boston besetzten, ließ er seinen Ochsenpflug im Felde stehen. Ohne seine Kleider zu wechseln, bestieg er sein schnellstes Pferd und ritt hin. Bald hatte er 20,000 Mann gesammelt, die die Briten in Boston einschlossen.

Feuercrackers werden dies Jahr nicht so viele knallen. Feuercrackers kennen die Chinesen schon tausend Jahre lang. Man vertreibt dort angeblich damit die bösen Geister. Selbst zu solchem Zwecke wollen wir sie in Amerika sogar in diesem Jahre nicht benutzen! Die meisten Feuercrackers werden in China hergestellt,

aber die meisten werden in Amerika gekauft. Frauen und Kinder machen sie in China für 7 Cents den ganzen Tag; mehr als 10 Cents gibt es nie. Die billigsten Crackers kann man in China um 62 Cents per 10,000 Stück kaufen; bessere um den doppelten Preis.

Hat man den ersten 4. Juli in Amerika sogleich gefeiert? Ja wohl! Was läutete doch der alte Glöckner die Freiheitsglocke, bis sie sprang! Der Sekretär des Kongresses, Charles Thompson, verließ vom Balkon des Staatshauses aus die Unabhängigkeits-Erklärung. Telegraphen und Eisenbahnen gab es noch nicht, aber Postreiter eilten sogleich nach allen größeren Städten ab und brachten die frohe Kunde überallhin. Am Abend fand in Philadelphia eine regelrechte „Vierte Juli-Feier“ statt. Freudenfeuer wurden angezündet, die Stadt wurde illuminiert, Kanonen wurden abgeschossen, und jedermann freute sich.

Die Mannschaft eines Kriegsschiffes. Wenn man Offiziere, Soldaten und Matrosen zusammenrechnet, so kommen auf ein einziges amerikanisches Kriegsschiff 800—950 Mann, und alle diese Leute haben ihre besondere Beschäftigung, so daß das Leben an Bord dem einer schwimmenden Stadt gleicht. Da gibt es Aufwärter, Köche, Bäcker, Metzger, Gehilfen für die Vorratskammern und die Wäscherei, Barbieri, Schneider und Schuhmacher. Jedes Schiff hat ein ganz bedeutendes Grocerygeschäft nebst den entsprechenden Vorratsräumen. An Bord hat jeder Gelegenheit, sich Ansichtskarten, Schreibmaterialien, Cracker und Candy zu kaufen. Eine ganze Anzahl von Clerks, „Yeomen“ genannt, sind angestellt, die Schiffsbücher und Rechnungen zu führen. Ferner ist für die Mannschaft eine Sparbank eingerichtet, für deren Einlagen 4 Prozent Zinsen bezahlt werden. Da und dort auf dem Schiffe sind Briefkästen angebracht, und ein regelrechter Postdienst ist eingerichtet. Eine Musikkapelle läßt täglich sich hören, und Sonntags hält einer der Kaplane Gottesdienst. Die Tagesarbeit ruft einer ganzen Menge von Handwerkern der verschiedensten Berufsclassen, wie Zimmerleute, Schreiner, Kupferschmiede, Plumber, Arbeiter für die Mähreneinrichtung, Eisenarbeiter für Konstruktionsarbeiten, Kesselschmiede, Gießer, Backsteinleger, Maschinisten, Heizer, Oeler, Geschützmannschaft, die Marinemannschaft überhaupt, ferner die nötige Polizeimannschaft, Anstreicher, Drucker und Segelmacher. Werden auch keine Segel auf den Kriegsschiffen benötigt, so wird doch für Gängematten, Schutzbücher u. s. w. Segelfuch gebraucht. Sogar Votenjungen sind vorhanden.

Das Papier unserer Dollarnoten. Geheimnisvoll ist die Anfertigung des sogenannten Föder-Papiers, woraus unsere Republik ihre Banknoten macht. Eine Firma in Massachusetts erhält 43 Cents für das Pfund Papier. Es wird angefertigt unter der Aufsicht von Staatsbeamten. Es besteht aus den feinsten Lumpen. Sie werden gereinigt, gekocht und in dünne Schichten gelegt. Während des Rollens der dünnen Schichten werden Seidenfäden mit hineingelegt, die als Erkennungszeichen dienen sollen, um Fälschung beinahe unmöglich zu machen. Nachdem die Schichten doppelt gegählt worden sind, werden sie in Kassenschränken aufbewahrt. Ehe das Papier zum Drucken verwendet wird, wird es dreimal gegählt und gegen eine Quittung ausgeliefert. In der Druckerei werden die einzelnen Bogen nochmals von 28 Frauen gegählt und dann verteilt den verschiedenen Druckern gegeben. Geht ein Blatt verloren in dem Raume, so wird niemand herausgelassen, bis es gefunden wurde. Jedes Blatt wird numeriert. Aller Schaden muß von den Angestellten ersetzt werden. Soweit ging erst ein Bogen verloren.

„Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit!“ Alle Menschen sind gleich, und alle haben das Recht, Gott in der Weise anzubeten, wie ihnen beliebt. Das sind die beiden Grundpfeiler dieser Republik, auf denen sie sicher ruht. Ewige Wachsamkeit sollte im Lande herrschen, damit diese festen und starken Säulen nicht untergraben werden; denn mit ihnen steht oder fällt die Republik. Leider wird dies in unserer verschwommenen, erkenntnislosen Zeit nicht genug erkannt. Wir fürchten, daß das amerikanische Volk die Wachsamkeit nicht mehr beobachtet; sorglos um sein nationales Wohl lebt es in der Geld-, Vergnügungs- und Ruhmsucht dahin, bis es eines Tages, leider zu spät, zu der Erkenntnis kommen wird, daß die Nation der Freien eine Nation von Sklaven geworden ist.

Ein „safe and sane Fourth“ empfiehlt sich dieses Jahr mehr als je!

Der Kampf um Fort Stephenson.



Major Geo. Croghan.

Der zweite Krieg mit England, der im Jahre 1812 begann, war im Gange. Manche schmachvolle Niederlage unserer Truppen hat derselbe zu verzeichnen, aber doch fehlt es auch nicht an rühmenswürdigen Heldentaten, welche den Beweis dafür liefern, daß unsere Soldaten, wenn recht geführt, auch der großen Uebermacht der Feinde standhalten konnten. Ein solches Ruhmesblatt aus der Geschichte jenes Krieges wollen wir heute in Wort und Bild vorführen.

Es war im Sommer des Jahres 1813, als der an den Seen operierende englische

General Proctor Kunde erhielt, daß man ihm von Canaba aus fernerhin keinen Proviant mehr zusenden könne, er müsse sich denselben aus den amerikanischen Depots zu Cleveland und am Erie-See selbst zu verschaffen suchen. Da Proctors Vorräte auf die Reize gingen, so verlor er keinen Augenblick, sammelte eine große Schar von regulären Truppen, Milizsoldaten und Indianern und erschien am 20. Juli vor Fort Meigs an der Mündung des Maumee-Flusses in Ohio. Da jedoch der amerikanische General Green Clay aus dem stark besetzten Fort nicht herauszubringen war und die Indianer Proctors anfangen unwillig zu werden, so entschloß dieser sich, einen Angriff auf die Magazine des Generals Harrison am oberen Sandusky zu machen. Die Indianer sandte er mit dem gefürchteten Tecumthe zu Lande dorthin, er selbst ruberte in Booten mit seiner Mannschaft längs der Rüste des Erie-Sees zur Mündung des Sandusky, wo er am 1. August anlangte.

Zwischen ihm und den Magazinen lag dort, wo jetzt die Stadt Fremont erbaut ist, eine armselige Stockade, Fort Stephenson genannt. Zehn Meilen davon entfernt — bei Seneca — lag General Harrison mit etwa 800 Mann Miliz. Das Fort Stephenson war von einem Zaune in die Erde getriebener Eichenstämme umgeben, die man oben zugespitzt hatte. In jeder Ecke des Forts stand ein Blockhaus für die Scharfschützen. Um das Fort herum zog sich ein acht Fuß tiefer Graben. Die Besatzung bestand aus 160 Mann unter dem Kommando des Majors George Croghan, eines zweiundzwanzigjährigen Offiziers der amerikanischen Armee. Er war im Jahre 1791 nicht weit von Louisville, Kentucky, geboren. Helbenblut floss in seinen Adern, denn sein Vater war ein Offizier in der Continental-Armee gewesen, und seine Mutter war eine Schwester des berühmten George Rogers Clark. Nachdem er seine Studien im William and Mary College 1810 vollendet hatte, war er in die Armee eingetreten, hatte 1811 an der Schlacht von Tippecanoe teilgenommen und war ein Jahr darauf zum Kapitän des siebenten Infanterie-Regiments ernannt worden. Mit diesem Range diente er 1812 und 1813 unter General Harrison und tat sich bei einem Ausfall aus Fort Meigs so hervor, daß er zum Adjutanten mit Majoratrang erhoben und ihm die Verteidigung von Fort Stephenson zugeteilt wurde. Als schweres Geschütz hatte das Fort eine einzige Kanone, einen Sechspfünder, aufzuweisen.

General Harrison, der von dem Herannahen Proctors und Tecumthes Nachricht erhalten hatte, wies Croghan an, das Fort zu verbrennen und sich zurückzuziehen, da die geringe Besatzung der gewaltigen Uebermacht des Feindes — die mit den Indianern etwa 4.000 Mann zählte — nicht gewachsen sei. Croghan aber weigerte sich, dem Befehle Harrisons nachzukom-

men. Er schrieb ihm: „Es ist zu spät zum Rückzug. Wir sind entschlossen, das Fort zu halten, und mit Gottes Hilfe werden wir es auch fertig bringen.“ Darauf sandte Harrison einen Offizier, der Croghan wegen Ungehorsams ablösen sollte. Als dann aber Croghan selbst zum Hauptquartier eilte und Harrison Vorstellungen machte, willigte dieser ein, daß der mutige Major bleibe.

Am 1. August landete General Proctor mit seinen Kanonenbooten unterhalb des Forts. Er sandte seinen Oberst Elliott mit einer Parlamentärflagge zum Fort, und Oberst Schiff trat auf Croghans Befehl ihm entgegen, um zu erfahren, was er wünsche.

„Ich fordere Uebergabe des Forts, um Blutvergießen zu vermeiden.“

„Wir werden es bis zum letzten Mann verteidigen.“

„Der Sieg ist uns gewiß, seht die große Menge von Indianern, die wir mit uns führen. Wir werden sie nicht abhalten können, ein schreckliches Blutbad anzurichten.“

„Wenn Ihr das Fort einnehmen solltet, so wird kein Amerikaner mehr da sein, den die Indianer noch abschlachten könnten!“

Ein Indianer sprang aus einem Hinterhalt hervor und versuchte dem Oberst Schiff den Degen zu entreißen, aber in nächsten Augenblick lag er schon, von Schiffs Degen durchbohrt am Boden.

Die Verhandlungen wurden jetzt schnell abgebrochen, und am nächsten Tage öffneten die Kanonen Proctors ihre Feuerlöcher auf das kleine Fort. Mancher Eichenpfosten wurde von den Kanonenkugeln zerschmettert, aber die wohlverschannten Amerikaner litten wenig Schaden von dem Bombardement. Da endlich — es war gegen vier Uhr nachmittags — besaß Proctor einen Ansturm gegen das Fort. Ein drohendes Gewitter stieg im Westen auf. Die Soldaten sollten in drei Schotten von je 120 Mann von drei verschiedenen Seiten angreifen. Die Indianer sollten die vierte Seite erstürmen, aber als sie aus den Wäldern herausstraten, wurden sie von einem wohlgezielten Musketenfeuer empfangen, daß sie sich schleunigst wieder in das schützende Dickicht zurückzogen.

Die Truppen Proctors mußten nun den Kampf aufnehmen. Unter dem Schutze eines betäubenden Artilleriefeuers, dessen Rauchwolke sie einhüllte, drangen sie bis einhundert Schritt zum Fort unbemerkt vor. Mit lautem Geschrei sprangen sie in den tiefen Festungsgraben hinab und der Führung des Obersten Short. „Vorwärts!“ ruft er, „den elenden Yankee keinen Pardon!“ Es ist der letzte Befehl, der über seine Lippen gekommen ist, denn aus den Lufen der Blockhäuser vom Fort hernieder regnen jetzt die wohlgezielten Kugeln der Kentucky-Scharfschützen, und die mit Kugeln und Nägeln geladene einzige Kanone zieht ganze Furchen in die mit Soldaten gefüllten Festungsgraben. Mutig treten auch in die Stelle der gefallenen Kameraden, aber umsonst — kommen zwar bis an die Festung, aber nicht hinein. Stundenlang währt das graufige, blutige Ringen, da endlich zieht Proctor sich zurück, nachdem er alle seine Offiziere und Fünftel seiner Soldaten verloren hatte; sie waren getötet, verwundet oder wurden vermißt, — während im Fort selbst ein Mann getötet wurde.

Jetzt bricht der längst drohende Gewittersturm los. Nachdem er ausgetobt hat, besteigt Proctor in der Dunkelheit der Nacht seine Boote und fährt in den See hinaus nach

Malben. Am nächsten Morgen ist auch nicht ein einziger Indianer mehr zu sehen.

Die heldenmütige Verteidigung von Fort Stephenson machte einen gewaltigen Eindruck auf die Feinde, die fortan ihren Fuß nicht mehr auf den Boden Ohios oder Michigans

setzten. Troghans Name war in aller Munde. Die Damen von Chillicothe, O., überreichten ihm einen Ehrenbogen. Der Kongreß votierte ihm den Dank der Nation und ließ 22 Jahre später ihm zu Ehren auch eine goldene Denkmünze prägen. †



Die Schlacht von Fort Stephenson.